

INJEKTION

CAMPUSMAGAZIN · NUMMER 4 · FRÜHJAHR 2008



Wut.

kostenlos. sexy.

FOCUS-CAMPUS – das pralle
Studentenleben im PDF-Format.

Uni, Karriere, Leben.
Immer donnerstags.
Immer kostenlos.

Jetzt registrieren unter
www.focus-campus.de



FOCUS DIGITAL MAGAZIN ERSTER MONATSHALBJAHRES FÜR STUDENTEN PDF
CAMPUS

EDITORIAL

Das Titelbild zeigt die Bar des Grand Hyatt Hotels in Amman, Jordanien. Am Abend des 9. November 2005 sitzt hier ein junger Mann. Er trinkt einen letzten Orangensaft, beobachtet den Raum, die Menschen. Dann sucht er die Toilette auf. Als er zurückkommt, trägt er einen Sprengstoffgürtel.

Die Explosion im Hotel tötet den Attentäter, zwei Gäste und sieben Angestellte.

Das Foto entstand gut ein Jahr nach dem Anschlag. Nichts erinnert mehr an das Grauen jener Novembernacht. Unser Fotograf Claudius Schulze hat die Kühle des Raumes auf sich wirken lassen. Mehr dazu ab Seite 48.

Überlebende von Selbstmordanschlägen beschreiben den raschen Übergang zurück zur Tagessordnung als höchst verstörend. Zwar steht die Fassade als wäre nichts geschehen. Doch tief im Mauerwerk, unter dem frischen Anstrich oder auch ganz offen erzählt der Ort von seiner Geschichte.

Wut ist ein wenig greifbares, flüchtiges Urgefühl. Wut kann impulsiv auftreten, sich zu tödlichem Hass steigern und zerstören, aber auch Impulsgeber für positive Veränderung sein.

Wer an die deutschen Protestbewegungen der letzten Jahrzehnte denkt, wird sich vor allem an Bilder erinnern. Im Vordergrund Demonstranten, im Hin-

tergrund: Barrikaden, Bahngleise, Straßenzüge oder Bauwagenplätze. Für den Beobachter eine austauschbare Szenerie. Für den Beteiligten jedoch ein Stück eigene Geschichte.

Gemeinsam mit ausgewählten Zeitzeugen haben wir solche »Orte der Entscheidung« aufgesucht. Wir wollten wissen, wie die Schauplätze auf unsere Gesprächspartner wirken, und die jeweilige Bewegung erneut zum Leben erwecken. Unser Schwerpunkt Protestkultur beginnt auf Seite 64.

Für das Jahr 2008 haben wir uns eine Menge vorgenommen. Neben dem Campusmagazin gehen wir mit einer regelmäßigen Zeitungsbeilage bundesweit an den Start. Auch hierfür gilt: INJEKTION ist ein offenes Projekt. Ihr seid herzlich eingeladen, mit zu gestalten. Mehr Informationen sind unter www.injektion-online.de/zeitung zu finden.

Viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

INHALT



CAMPUS

IKONE AUF DEN LETZTEN DRÜCKER

Zwei Hamburger Studenten schufen eine Ikone der Protestkultur – den Spruch »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren« 10

STUMME SCHREIE

Manchmal geht es nicht anders: Wir fahren aus der Haut und müssen schreien. Was aber, wenn dazu die Stimme fehlt? 14

AM LIEBSTEN LEBENSFROHE HOOLIGANS

Antiaggressions-Programme konfrontieren junge Gewalttäter mit ihren Taten 17

DIE BATTLE-STUDENTEN

INJEKTION bittet zum Frustrabbau auf dem Campus 22

KRANK VOR WUT

Wer seinen Zorn stets herunterschluckt, lebt gefährlich. Wer seiner Wut zu oft freien Lauf lässt, aber auch 24

FOTO: ISABEL KIESEWETTER



AUSLAND

VERHÄRTETE FRONTEN

Ungarn gilt als Musterschüler unter den neuen EU-Mitgliedsstaaten. Doch der Schein trügt 32

UNSCHULDSVERMUTUNG AUFGEHOBEN

Kurz vor der Spanien-Wahl eskaliert der Konflikt im Baskenland erneut. Die Spirale der Gewalt setzt sich fort 41

ALS WÄRE NICHTS GESCHEHEN

Amman. Das Grand Hyatt Hotel ein Jahr nach dem Selbstmordattentat 48

»HIER LEBT MAN NICHT. MAN ÜBERLEBT.«

Ein junger Brasilianer musste die Folgen unkontrollierter Gewalt erleben. Heute nutzt er seine Erfahrungen zur Betreuung schwer erziehbarer Jugendlicher in Deutschland 53

FOTO: SZABOLCS BARAKONYI



SCHWERPUNKT PROTESTKULTUR

FAMILIENTREFFEN AM MEER

Der G8-Gipfel in Heiligendamm – ein Sommertheater in drei Akten 66

DER ORT DER ENTSCHEIDUNG

Das Fenster zum Hof 76
Aufstand auf dem Acker 83
Kein Platz für niemand 89

PROTEST À LA CARTE

Was die Deutschen zum Demonstrieren auf die Straße treibt. Eine Übersicht 96

FOTOGRAFIE

DIE PRÜGELKNABEN

Was macht diese Herren so wütend? 39

ROTE KARTE

Die schönsten Wutausbrüche aus dem Fußball – neu interpretiert 58

DIE RUHE NACH DEM STURM

Eine Fotostrecke 99

FOTO: GÜNTER ZINT (PANFOTO.DE)



LEBEN & GESELLSCHAFT

BITTE LÄCHELN!

Im Job immer freundlich sein? Arbeitnehmer lassen Dampf ab 106

SEITDEM

Eine Kurzgeschichte 112

WUT AUF SECHS BEINCHEN

Die junge Band »1000 Robota« kommt wütend daher. Ist sie es auch? 116

SCHARF IM WOLFSPELZ

Der Mythos vom Berserker. Ein illustrierter Streifzug 118

DIE LETZTE FIESTA

Unser Autor legt Hand an ein deutsches Heiligtum 126

EDITORIAL 3

IMPRESSUM 130

FOTO: MORITZ PIEHLER

Was macht dich eigentlich so richtig wütend?



»Ich ärgere mich, dass mein Kopf so groß ist. Besonders rasend macht mich das bei Regen. Was nützt eine Kapuze, wenn dennoch der halbe Kopf nass wird? Und Mützen! Die sind meist so eng, dass ich Kopfschmerzen bekomme.« **VANESSA** (26), FRANZÖSISCH



»Ich werde wütend, wenn ich zur Uni komme und erfahre, dass meine Vorlesung mal wieder ausfällt. Aber keiner sagt einem Bescheid! Dabei wäre eine kurze Benachrichtigung so hilfreich. Vor allem an einem stürmischen Regentag wie heute.« **NILS** (22), VWL



»Mich können vor allem Vorurteile ziemlich schnell sehr wütend machen: wenn sich einige Menschen einfach anmaßen, über andere zu richten – ohne dass sie die betreffenden Personen dabei überhaupt wirklich kennen!« **CARINA** (20), KOREANISTIK

»Der AstA macht mich wütend. Er sagt, er stehe für die Studenten ein und glaubt, die politische Interessenvertretung werde allein durch Beratungs- und Serviceangebote wahrgenommen.« **CHRISTIAN** (28), SINOLOGIE / »Mich machen immer nur kleine Dinge wütend, das aber auch nur im ersten Moment. Meine Wut verfliegt dann schnell wieder.« **KATJA** (20), PHILOSOPHIE / »Ich bin wütend über die Studiengebühren. Das Geld ist einfach nicht da! Das heißt also: noch mehr arbeiten.« **DONG** (25), INFORMATIK

Eigentlich sind wir ja ganz ausgeglichene Menschen – nur manchmal platzt uns eben doch der Kragen. Und das häufig genug wegen Kleinigkeiten. Ein paar ehrliche Antworten.



»Über die Einführung von Studiengebühren kann ich mich wirklich wahnsinnig ärgern! Nicht nur, dass sie wirklich vollkommen ungerechtfertigt ist – die Studiengebühren gefährden außerdem noch das Prinzip der Chancengleichheit.« **TOBI** (26), ANGLISTIK



»Richtig wütend werde ich immer, wenn der HSV gewinnt! Ich bin nämlich Fan von St. Pauli und sehe mir die Spiele gerne im Stadion an. Aber wenn's dann nicht so läuft, wie es soll... Na ja: Mein zweiter Favorit wäre dann noch Werder Bremen.« **TILL** (25), LEHRAMT



»Tauben regen mich auf! Schon zwei Mal haben mich die Viecher vollgeschissen – jetzt scanne ich immer den Himmel ab. Richtig wütend werde ich, wenn jemand Tauben auch noch füttert: Das sind einfach keine niedlichen Tiere!« **INGA** (28), JOURNALISTIK

»Ich werde wütend, wenn ich ungerecht behandelt werde. Sich anstrengen und dann sehen, wie jemand anderes die Lorbeeren erntet, das ärgert mich!« **FELIX** (20), SOZIOLOGIE / »Ignoranz gegenüber menschlichem Leid und der Misshandlung von Tieren macht mich wütend. Tierquälerei und Pelzfarmen lassen mich richtig böse werden!« **VANESSA** (32), LEHRAMT / »Wütend machen mich Politiker, die wider besseres Wissen und somit zum Nachteil der Bürger handeln!« **JANINA** (21), ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT



Foto: Dominik Betz

CAMPUS

| | |
|-------------------------------------|---------|
| IKONE AUF DEN LETZTEN DRÜCKER | 10... |
| STUMME SCHREIE | 14..... |
| DER AGGRESSIONS-AUSTREIBER | 17... |
| DIE BATTLE-STUDENTEN | 22..... |
| KRANK VOR WUT | 24..... |

Ikone auf den letzten Drücker

Heute richten sich die Proteste an der Uni gegen Studiengebühren oder STiNE. Doch vor knapp vierzig Jahren machte eine ganze Generation von Studenten gegen Staat und Gesellschaft mobil. Ein simples Transparent wurde dabei an der Uni Hamburg zum Weckruf des Protests.

TEXT JON MENDRALA

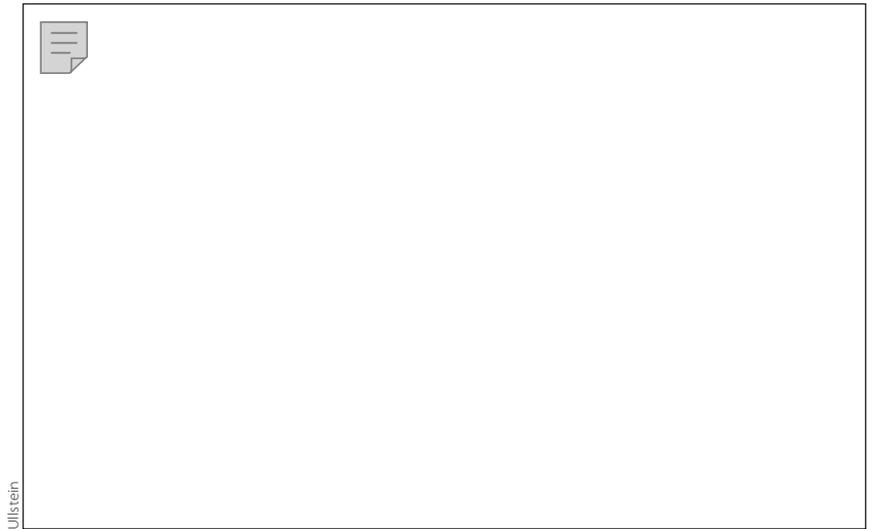
FEBRUAR 2008, ein Donnerstag gegen Ende des Wintersemesters. Vor dem Audimax der Uni Hamburg hasten die Studenten vorbei. Es ist Mittagszeit, die Mensen sind gut besucht. Schon vor mehr als vierzig Jahren sah der Campus ähnlich aus. Proteststimmung ist heute allerdings nicht zu spüren.

Rückblende: 9. November 1967. An diesem Tag werden ein Transparent und zwei wütende Studenten die über Jahrhunderte gewachsenen Strukturen deutscher Universitäten erstmals in Frage stellen. Mit Erfolg.

Eigentlich soll nur die Übergabe des Rektorats, wie das Präsidium damals noch hieß, gefeiert werden. Alles ist genau geplant: Der amtierende Rektor soll den Stab an seinen Nachfolger übergeben, die Professoren in ihren Tälaren in den großen Hörsaal des Audimax einziehen. Diese beinahe lächerlich wirkende festliche, knöchellange Robe

aus Samt, die ihren Ursprung im Mittelalter hat, ist nur den Professoren vorbehalten. Zusammen mit Ornat, Halskrause, Amtskette und Barett wirkt die Tracht wie ein bleiernes Relikt aus vergangenen Epochen. Und doch hat die Kostümierung einen einfachen Zweck: Sie soll die herrschaftlichen und standesgemäßen Unterschiede gegenüber Studenten, akademischem Mittelbau und Verwaltungspersonal zum Ausdruck bringen.

Die Hochschulen der sechziger Jahre sind von Tradition, Hierarchie und Standesdünkel geprägt. Studenten tragen Anzüge, einige sitzen sich sogar untereinander. Viele Lehrstuhlinhaber wollen von ihren Studenten unterwürfig mit »Eure Exzellenz« oder »Eure Magnifizenz« angesprochen werden. Studentische Mitbestimmung existiert nicht; stattdessen regiert die »Ordinarienuniversität«. Die



9. November 1967: Detlev Albers (links) und Gert Hinnerk Behlmer entrollen im Audimax das legendäre Transparent. Heute befindet es sich im Besitz des Hamburgischen Staatsarchivs.

Ordinarien, also nur die Lehrstuhlinhaber der Uni, entscheiden, was gelehrt werden darf, welche Anträge des AStA genehmigt werden und wie das kulturelle Leben auf dem Campus auszusehen hat. Andere Dozenten, wissenschaftliche Mitarbeiter oder Assistenten sind mehr oder minder rechtlos, von Studenten oder Verwaltungsangestellten ganz zu schweigen.

Die Verstrickung von Wissenschaftlern in das NS-System ist ein Tabuthema.

»Wie Pennäler sind wir Studenten damals behandelt worden«, erinnert sich der 64-jährige Detlev Albers heute. »Wenn wir versuchten, durch konstruktive Gremienarbeit Veränderungen herbeizuführen, wurden wir verlacht und von den Ordinarien überstimmt. Das machte uns unheimlich wütend. Wir mussten etwas tun.« Ab dem Wintersemester 1964/65 studierte Albers Jura an

der Uni Hamburg, 1966 wurde er zum AStA-Vorsitzenden gewählt. Im selben Jahr kam auch Gert Hinnerk Behlmer an die Uni, der kurze Zeit später Albers' Stellvertreter wurde.

Die Studenten an den deutschen Hochschulen beklagen damals nicht nur ein Demokratiedefizit und fordern größere Mitspracherechte, sondern prangern auch öffentlich die Gesinnung vieler Professoren an. Viele Wissenschaftler waren nach 1945 entnazifiziert und konnten weiter forschen und dozieren; Lehrverbote wie im Fall des NS-Staatsrechtlers Carl Schmitt eher die Ausnahme. Die Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit fand in der Gesellschaft kaum statt: Adenauers Kanzleramtschef bis 1963 war Hans Globke, Mitverfasser der Nürnberger Rassengesetze; Adenauers CDU-Parteifreund Kiesinger, der 1966 Bundeskanzler wurde, war NSDAP-Mitglied der ersten

Stunde. Die junge Bundesrepublik ermöglichte vielerorts altgedienten NS-Funktionären eine neue Karriere. An den Unis sah es ähnlich aus; über die Verstrickung von Wissenschaftlern in das NS-System wurde beharrlich geschwiegen, das Thema tabuisiert.

»Ihr gehört doch alle ins KZ gesteckt«, ruft ein Professor den Studenten zu.

Am 9. November 1967 entlädt sich schließlich die jahrelang angestaute Wut der Studenten Albers und Behlmer. Ein wenig erinnert das Schauspiel an eine katholische Prozession, als der Rektor und sein Nachfolger im Festtagsgewand ins Audimax einziehen. Doch Albers und Behlmer halten sich nicht an die vorgesehene Dramaturgie, in der die Studenten einzig als Statisten des professoralen Standesdünkels und der Selbstbeweihräucherung vorgesehen sind. Sie gehen wenige Schritte vor den Ordinarien die Treppe hinunter; erst als es schon zu spät ist, bemerken diese, dass die Studenten ein Transparent entrollt haben: »Unter den Talarren Muff von 1000 Jahren« ist in weißer Schrift auf dem schwarzen Banner zu lesen – ein Protest gegen die Entmündigung und ein Affront gegen die feudalen Strukturen.

»Wir hatten das Gefühl, die Zustände verändern zu müssen. Wir konnten nicht akzeptieren, dass uns die Uni zu Duckmäsertum und Anpasstheit erziehen wollte. Aber richtig mutig habe ich mich dabei nicht gefühlt«, erinnert sich Albers heute. Die Unruhestifter müssen den Rest der Feierlichkeiten inmitten der anderen Studenten verbringen, weil die Verantwortlichen keinen noch grö-

ßeren Eklat provozieren wollen. Erst am nächsten Tag droht man ihnen disziplinarische und womöglich auch juristische Konsequenzen an.

»Als wir das Transparent entrollten, rief ein Professor aus dem Publikum: ›Ihr gehört alle ins KZ gesteckt!‹ Das muss man sich heute einmal vorstellen«, erregt sich Behlmer noch immer. Die Vermutung der Studenten, dass einige Professoren nach wie vor der alten Ideologie nachhängen, ist offenbar nicht ganz zu Unrecht entstanden. Erst nach monatelangem Hin und Her sei der betreffende Islamwissenschaftler schließlich disziplinarrechtlich gerügt worden.

Die »1000 Jahre«, deren Muff ausgelüftet werden sollte, kamen daher nicht von ungefähr: Die semantische Nähe zu Hitlers »tausendjährigem Reich« war bewusst gewählt, sagen Albers und Behlmer. »Die NS-Vergangenheit anzugreifen, war ein zentrales Moment unserer Aktion. Diejenigen, die etwas anderes behaupten, waren entweder nicht dabei, betreiben Geschichtsklitterung oder wollen sich wichtig machen«, vermutet Behlmer.

Erst auf den letzten Drücker, in der Nacht zuvor, hatte er das Transparent in seiner Studentenwohnung in der Grindelallee geklebt. Tags darauf probierten die beiden Studentenführer dann neben dem Uni-Hauptgebäude auf der Moorweide aus, wie es sich am schnellsten entrollen ließe.

Dass die Aufschrift ihres Transparents zum Leitspruch für Tausende andere Studenten in der ganzen Bundesrepublik und zu einer Ikone der 68er werden sollte, konnten sie nicht ahnen – dass ihre Aktion so be-



Arne Magold

Über 40 Jahre später: Detlev Albers (links) und Gert Hinnerk Behlmer vor dem Audimax. Dort entstand das Foto, das rasch zu einer Ikone der Studentenproteste werden sollte.

kannt wurde, war dennoch kein Zufall: »Wir hatten Glück, dass damals die Presse zu diesen offiziellen Terminen eingeladen wurde und dann natürlich auch kam«, sagt Albers schmunzelnd.

Protest im besten Anzug

Noch ein letztes Mal schauen die beiden jetzt ins Audimax. Heute ist der Hörsaal gerammelt voll – eine Vorlesung für die Erstsemester steht auf dem Programm. »Genau hier haben wir uns damals reingeschmuggelt«, flüstert Albers. Ihre besten Anzüge hätten sie angezogen und den Mann am Einlass freundlich begrüßt. »Als AstA-Leute kannte er uns gut und hat uns deshalb auch hineingelassen. Was mit dem danach wohl passiert sein mag?«, fragt sich sein Freund Gert Hinnerk Behlmer und lächelt.

Auch wenn dieser Tag im November von späteren Studentengenerationen größtenteils vergessen wurde, haben

die beiden Freunde das Hochschulwesen gravierend verändert: »Wir sind Universitätsgründer«, erklärt Albers stolz. Von 1967 bis 1970 waren die beiden studentische Beauftragte im Gründungssenat der Uni Bremen. An dieser Reformhochschule sollten nicht länger die Ordinarien herrschen – das Modell der »Gremienuniversität« der Gegenwart wurde hier erstmals etabliert.

Beim Verlassen des Gebäudes bleibt Behlmer vor einer Tafel stehen, die in den Boden des Foyers eingelassen ist. Mit ihr wird der Opfer gedacht, die der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zum Opfer gefallen sind. Direkt neben dem Hauptgebäude der Uni wurden die Menschen zusammengetrieben, bevor sie deportiert wurden. »Damals wäre eine solche Inschrift noch undenkbar gewesen«, murmelt Behlmer leise. Es scheint ihm gut zu tun, dass sich sein Auflehnen gelohnt hat. —



Stumme Schreie

Wut kann man meistens auch hören: Wir werden laut, schreien, schimpfen, fluchen. Doch wie wird man eigentlich laut, wenn die Stimme dazu fehlt? Wir haben im Institut für Gebärdensprache nachgefragt.

FOTOS MAREN BECKER / REDAKTION CLIFF LEHNEN



IT's your future!

**Sicherheit.
Freiräume.
Lebensqualität.**



Die AMB Generali Informatik Services GmbH ist der zentrale Full-Service-IT-Dienstleister der AMB Generali Gruppe, einer der größten und erfolgreichsten Erstversicherungsgruppen in Deutschland. Mit 1.200 Mitarbeitern und einem Umsatz von rund 370 Millionen Euro gehören wir zu den führenden Entwicklern von Informationssystemen in Deutschland.

Wir suchen zum 1. April 2008 für die **Standorte Aachen und Hamburg** mehrere

Trainees (w/m) Informationstechnologie

Schwerpunkte: Systementwicklung oder Systembetrieb/Infrastruktur

In unserem 12-monatigen maßgeschneiderten Traineeprogramm erhalten Sie in mehreren Trainee-stationen sowie Hospitationen in Unterstützungsbereichen und anderen Konzernunternehmen einen umfassenden Überblick über die Tätigkeiten eines IT-Dienstleisters. Zusätzliche Seminare, leitende Führungskräfte als persönliche Mentoren sowie eine kontinuierliche fachliche Betreuung durch erfahrene Mitarbeiter unterstützen Sie in Ihrer beruflichen Entwicklung.

Ihr Profil:

Überdurchschnittlich guter Hochschulabschluss der Fachrichtung (Wirtschafts-)Informatik, Wirtschaftsingenieurwesen oder eines anderen Studienganges mit technischem, naturwissenschaftlichem oder mathematischem Schwerpunkt. Durch Praktika oder sonstige – gern auch studienbegleitende – Tätigkeiten nachgewiesene relevante Berufserfahrung. Sehr gute Englischkenntnisse. Analytische sowie konzeptionelle Fähigkeiten. Lern- und Veränderungsbereitschaft sowie Verantwortungsbewusstsein. Engagement und Eigeninitiative. Mobilität und Flexibilität.

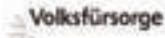
Ihr Kontakt:

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung unter Angabe Ihres gewünschten Standortes und Schwerpunktes an:
AMB Generali Informatik Services GmbH
Personal und Soziales
Nicole Markus
Kennziffer 077/2007
Anton-Kurze-Allee 16
52064 Aachen
oder per E-Mail:
karriere-ac@amb-informatik.de

Für telefonische Rückfragen stehen wir Ihnen gern unter 02 41/4 61-10 83 zur Verfügung.
www.amb-informatik.de



Erweitert in: Markt:



»Am liebsten lebensfrohe Hooligans«

Sie schlagen, quälen und erniedrigen gewohnheitsmäßig: In speziellen Trainingsprogrammen werden jugendliche Gewalttäter gezielt mit ihren Taten konfrontiert – so sollen sie eine neue Seite an sich kennenlernen: Empathie mit ihren Opfern. Wer sich der »konfrontativen Pädagogik« verweigert, muss ins Gefängnis. Erziehungswissenschaftler Jens Weidner über Wege aus der Gewalt.

INTERVIEW DOMINIK BETZ, JON MENDRALA & FREDERIK MOHRDIK

In einem Ihrer Bücher beschreiben Sie die Grenze zwischen destruktiver und produktiver Aggression. Wo liegt diese?
Jens Weidner: Destruktivität bedeutet immer, einen anderen zu schädigen: Sie zerstören etwas oder fügen jemandem Schmerzen zu, brechen ihm etwa den Arm. Das wäre ein schädigender Reiz. Wenn der stattgefunden hat, spricht man von Destruktivität oder Ne-

gativität. Positive Aggression bedeutet, dass Sie versuchen, Ihre ganze Power, Ihre ganze Wut, aber auch Ihre ganze Leidenschaft zu aktivieren und zu bündeln, um Gutes zu tun.
Das Unterscheidungsmerkmal ist also die Anwendung von Gewalt?
Ganz so einfach ist es nicht. Es gibt durchaus positive Aggression, die mit Gewalt verbunden ist: Ein Kind von

sechs Jahren bekommt mit, wie der Vater die Mutter schlägt. Das Kind leidet, weil es seine Mutter liebt und schlägt irgendwann den Vater, der daraufhin nicht mehr handgreiflich wird. Das Verhalten des Kindes ist pädagogisch und ethisch natürlich nicht korrekt, aber für seine Lebenstüchtigkeit sinnvoll. Allerdings kippt diese Aggression dann häufig ins Destruktive: Das Kind überträgt seine positive Gewalterfahrung auch auf andere Lebensbereiche und Personen. Es schlägt vielleicht den Lehrer oder schmeißt mit einem Metallstück nach dem Werkmeister im Betrieb.

»Das Training ist sehr emotional – und daher nicht ganz ungefährlich.«

Für solche Fälle haben Sie das Antiaggressions-Training (AAT) entwickelt. Wie unterscheidet es sich von einer Therapie?

Eine Therapie will einen Patienten ganzheitlich verändern. Wir verändern nicht die Persönlichkeit. Wir sagen: Wir akzeptieren deine Gesamtpersönlichkeit, schätzen sie sogar – aber deine aggressiven Taten werden massiv ins Kreuzfeuer der Kritik genommen.

Ist diese Methode in allen Fällen anwendbar?

Grenzfälle zur Psychiatrie behandeln wir nicht. Am liebsten nehmen wir Leute, die sich gerne schlagen. Also lebensfrohe, positiv aufgestellte Schläger: Hooligans, Skinheads, stadtbekannte Schläger, libanesische Einzelkämpfer, türkische Gangs. Diese Klientel ist für uns gut erreichbar, so komisch das auch klingt.

Wie gewinnen Sie die Jugendlichen, wenn diese nicht motiviert sind?

Viele, die zu uns kommen, sagen sich: »Immer noch besser hier als im Gefängnis.« Die haben keinen Bock, aber der Job des Teams ist es, aus dieser »sekundären Behandlungsmotivation« unter Zwang eine primäre zu machen. Die ersten vier bis sechs Wochen bleiben uns, um zu sagen: »Du schaffst das! Wir sind interessiert an dir! Du kannst so bleiben wie du bist, aber du sollst nicht mehr tot schlagen, sondern nur noch tot labern.«

Gut gemeinte Ratschläge als Problemlösung?

Wir müssen den Jungs doch zuerst eine Brücke bauen. Dann geht es darum, die Sitzungen interessant zu gestalten. Der sogenannte heiße Stuhl, mit dem wir arbeiten, ist interessant, spannend und erscheint wie eine männliche Mutprobe: Ein Teilnehmer sitzt in der Mitte, die anderen gehen verbal auf ihn los.

Zuvor reizen wir die Kandidaten: »Sie können gerne mitmachen, aber Typen wie Sie kenne ich. Sie werden das nicht packen. Sie sind zwar ein harter Kerl, aber für den Stuhl sind Sie nicht Manns genug!« Dann rufen die ersten: »Ja, hier! Ich will!« Toll ist es, wenn wir ehemalige Teilnehmer haben, die zu Besuch kommen und den Kandidaten sagen: »Hey, bei mir hat sich das gelohnt. Mach da mit!« So entsteht ein positives Moment von »Jugend erzieht Jugend«.

Heißt das auch, Sie brechen die Teilnehmer psychologisch?

Nein, eben nicht. Es geht, wie gesagt, um die Akzeptanz der Gesamtpersönlichkeit. Aber wir sagen allen: Wir stellen dich wegen deines Hangs zur Gewalt in Frage. Das hat nichts mit Brechen zu tun; das soll auch gar nicht geschehen. Die Teilnehmer sollen genauso rausgehen wie sie reingekommen sind – nur nicht mehr gewalttätig. Das bekommen Sie nicht auf die Schnelle hin, auch nicht mit Brechen. Das funktioniert nur darüber, Mitleid für die Opfer zu wecken.

Was muss man angestellt haben, um bei Ihnen zu landen?

In der Justiz kommt immer eine Stufe nach der anderen. Zunächst interveniert der Staat und beginnt mit einer Ermahnung. Ein Großteil lässt sich davon abschrecken, aber eben nicht alle. Daraufhin kann eine Vielzahl an Maßnahmen folgen. Es werden also letztlich immer weniger, der Trichter wird schmaler. Alle, die intensiv weitermachen, landen bei uns. Und wer bei uns durchfällt, wandert ins Gefängnis.

Wie tief dringt das AAT-Programm in das Bewusstsein ein?

Es wird sehr streng mit den Teilnehmern gesprochen. Man lässt sie zwar unbe-

dingt ausreden, aber sie werden auch mal angeschrien. Sie müssen Farbe bekennen, müssen sich so in ihr Opfer einfülen, dass sie vielleicht gemeinsam mit ihm in Tränen ausbrechen, wenn sie mit ihrer Tat konfrontiert werden. Das AAT ist für die Teilnehmer sehr emotional und daher nicht ganz harmlos.

Kommt das Programm nicht für viele zu spät?

Ja und nein. Es gibt Antiaggressions- und Coolness-Trainings schon präventiv für 8- bis 12-Jährige. Auch in Jugendzentren oder Schulen werden solche Programme angeboten, nicht immer freiwillig. Da sagt dann der Direktor: »Mach mit oder du fliegst von der Schule!« Das härteste AAT haben wir im Hochsicherheitsgefängnis in Celle mit lebenslänglich verurteilten Straftätern. Das sind schon heftige heiße Stühle mit Menschen, die getötet und gemordet haben. Das sind Klienten mit hammerharten Karrieren.

»Wenn sich ein Vater mit seinem elfjährigen Sohn Hardcore-Pornos anschaut, bleibt das nicht folgenlos.«

Was ist entscheidend für die Gewaltbereitschaft? Familiärer Hintergrund oder genetische Faktoren?

Wenn Sie zum Beispiel in eine Säuglingsstation gehen, finden Sie Kinder, die ganz entspannt an der Brust ihrer Mutter nuckeln. Die müssen Sie fast wachrütteln, damit die was trinken. Und es gibt andere Kinder, die malträtiert beim Stillen derart die Brustwarze, dass die Mütter sich Plastikkappen auf die Brust setzen müssen, weil sie sonst wund gebissen wird. Dabei haben die Kinder ja nicht einmal Zäh-

Das Ziel ist klar:
Aber nicht mit uns!
Bildung ist Menschenrecht und keine Ware.
Wenn ich groß bin, werd' ich Humankapital.
BOYCOTT 2008 STOPPEN
Der Boykott 2.0 braucht Geld. Jetzt spenden - www.boykothamburg.de/spenden.php

ne. Natürlich gibt es also genetisch völlig unterschiedliche Temperamente. Dann ist es eben aber auch eine Frage von Kultur, Sozialisation und Erziehung, was daraus wird.

Wie entscheidend ist das soziokulturelle Umfeld eines Kindes?

Ein introvertierter Junge wird sich nicht zu aggressiven Milieus hingezogen fühlen. Wenn jemand aber nicht so introvertiert ist und dann einen entsprechenden Kreis von Menschen kennenlernt, riecht es bereits nach Ärger. Doch erst wenn eine bestimmte Trias einsetzt, wird diese Person zum Gewalttäter. Erstens: eine aggressive Erziehung. Mal wird das Kind geschlagen, mal geknuddelt – absolut unberechenbar. Zweitens: ein aggressiver Freundes-

kreis. Die ziehen los und vertrimmen ihr Opfer auch zu zehnt. Drittens: ein aggressiver Medienkonsum. Es ist wunderbar, wenn alle drei Faktoren zusammenkommen, dann entwickelt sich Aggressivität in ihrer vollen Schönheit.

»Gewalttäter haben mir oft erzählt:
»Das war genau wie im Film.«

Schuld sind also die bösen Medien?

Wenn Sie eine normale Sozialisation erlebt haben und sich Gewaltfilme ansehen, werden Sie nicht zum Gewalttäter. Wenn Sie sich mit einer normalen Sozialisation pornografische Filme anschauen, werden Sie nicht zu einem Sexualstraftäter. Wenn sich aber ein Vater mit seinem elf oder zwölf Jahre alten Sohn Hardcore-Pornos ansieht, bleibt das nicht folgenlos. Ich habe mehrfach solche Fälle kennengelernt – und zwar im Gefängnis. Es gibt Sexualstraftäter, die genau so sozialisiert worden sind. Viele Gewalttäter haben mir erzählt: »Das war wie im Film.«

Was treibt solche Intensivtäter zu brutalen Gewaltakten?

»Herr über Leben und Tod sein«, hat mir mal einer gesagt. Er fand es schön, seine Opfer zu quälen, aber nicht zu töten. Der wollte nicht wirklich töten, aber nahm es billigend in Kauf. Dieser Mensch hat die besagte Trias durchlaufen.

Was passiert, wenn die Teilnehmer auch nach dem Antiaggressions-Training nicht von der Gewalt ablassen?

Wer weitermacht, kommt ins Gefängnis, so humorlos und fantasielos das klingt. Sie bekommen in der Bundesrepublik relativ viele Chancen, einen Gefängnisaufenthalt zu vermeiden, aber irgendwann ist Schluss. Und dann ist auch Schluss.



JENS WEIDNER (49) ist Erziehungswissenschaftler und Kriminologe. Er lehrt an der Hochschule für angewandte Wissenschaften (HAW) Hamburg.

Er hat das Konzept des **ANTIAGGRESSIONS-TRAININGS** (AAT) mitentwickelt. Das Programm richtet sich sowohl präventiv an Heranwachsende als auch an junge Intensivtäter. Nach Eigenangaben werden 65 Prozent der Probanden nicht wieder einschlägig rückfällig, nachdem sie das Programm absolviert haben. Angebote wie das Antiaggressions- oder das Coolness-Training existieren mittlerweile bundesweit in über 50 Städten und Gemeinden.

KörperForum Kehrwieder 12

Für Menschen, die nicht alles so lassen wollen, wie es ist.

Das neue Programm: www.koerberforum.de

unter anderem mit

Do 28.02. 19.30 Uhr | Film und Gespräch

Europa-Lounge: Herr Pilipenko und sein U-Boot Mitten in der ukrainischen Steppe lebt Wladimir Pilipenko seinen Traum: ein eigenes U-Boot. Nach 30 Jahren Tüftelarbeit ist Jungfernfahrt im Dorfteich. Doch Herr Pilipenko will richtig tauchen und macht sich trotz Tränen und Verwünschungen seiner Frau auf den 400 km weiten Weg zum Schwarzen Meer.

Im Anschluss: Publikumsgespräch mit den Regisseuren René Harder und Jan Hinrik Drevs, Livemusik und Kulinarisches vom Kochteam »Schurkenessen«.

Eintritt frei

Anmeldung erforderlich: www.koerberforum.de

Veranstalter ist die gemeinnützige Körper-Stiftung.

KörperForum

Kehrwieder 12 | 20457 Hamburg | U-Baumwall

Telefon: 040 · 80 81 92 · 0 | E-Mail: info@koerberforum.de



Die Battle-Studenten

UMSETZUNG CARMEN DENKER & JAN KLUCZNIK / FOTOS ISABEL KIESEWETTER



Diana (21), Lehramt; Martin (23), Physiotherapeut



Aaron (35), Romanistik; Andreu (35), wissenschaftlicher Mitarbeiter Äthiopistik



Carmen (21), Politik; Jan (24), Journalistik. Die Autoren beim Selbstversuch.



Benjamin (23), Germanistik; Gun (24), Medienkultur



Krank vor Wut

TEXT JAN-MALTE AMBS, MARIA KIRADY, CARINA PIEWALD

WENN SIE SO WEITER reden, schlage ich hier alles kurz und klein!« Richard Bartels* ist kurz davor, das Sprechzimmer seines Arztes in Einzelteile zu zerlegen. Immer wieder hatte der Arzt ihn zuvor provoziert, immer

wieder gefragt: »Wo ist sie denn, Ihre dreckige, wütende Seite?« So lange, bis es funktioniert: Richard Bartels spürt es in sich brodeln – zum ersten Mal seit Jahren. Seinem Psychiater ist es gelungen, durch gezielte Provokation seine unterdrückte Wut hervorzulocken.



Wut spielt in unserer Emotionswelt eine wichtige Rolle. Doch was passiert, wenn wir die Kontrolle über sie verlieren? Psychologen und Neurowissenschaftler suchen nach Antworten, während spezielle Therapien den Umgang mit der Wut lehren sollen.

Eigentlich gehört Richard Bartels zu den sanftmütigen Naturen. Genau das ist sein Problem: »Ich habe meine Wut zu oft heruntergeschluckt«, sagt er. »Letztendlich hat mich das krank gemacht.« Seine Freunde und Kollegen schätzten den kahlen Zwei-Meter-Mann, der als Kundenberater in einer renommierten Werbeagentur tätig war, wegen seiner ruhigen und vermittelnden Art. Dass er oft mehr als nötig zurücksteckte, musste Bartels sich erst eingestehen. Offene Konflikte gab es in seinem Job nicht; ein dominanter Kreativdirektor unterdrückte jede Debatte. »Immer öfter habe ich vor Ärger meine Faust in der Hosentasche geballt«, erzählt Bartels. Laut wurde er im Büro trotzdem nie, stattdessen flüchtete er sich in Drogen. Sechs Jahre lang nahm er regelmäßig Crack; zweimal versuchte er, sich das Leben zu nehmen: »Ich wollte weiterleben«, sagt er. »Ich wusste nur nicht, wie.« Erst mit Hilfe einer Freundin fand er den Weg in die Drogenambulanz der Universitätsklinik Eppendorf (UKE) und somit schließlich in die Wut-Therapiegruppe.

Hier lernt er jetzt, seinem Ärger Luft zu machen. Die Gruppe ist Bestandteil einer psychiatrischen Therapie: Bartels tobt sich zusammen mit anderen Patienten erst einmal zu Trommelmusik richtig aus, klopft, stampft, schreit. In

Zweiergruppen gehen die Teilnehmer dann mit Boxhandschuhen aufeinander los. In der anschließenden Entspannungsphase können sich die Patienten dann wieder beruhigen, um über das soeben Erlebte zu sprechen. Sie sind aus unterschiedlichen Gründen hier: Depressionen, Borderline-Syndrom, posttraumatische Belastungsstörung oder, wie bei Bartels, Drogenabhängigkeit – allen gemeinsam ist die Wut.

»Manche Patienten nehmen Wut gar nicht wahr. Dabei ist sie ein natürlicher Bestandteil unserer Emotionswelt. Bei uns lernen sie, dieses Gefühl wieder zuzulassen«, sagt die Körpertherapeutin Brunhilde Rau-Geißler, die zusammen mit einer Kollegin die Wutgruppe leitet. »Andere Patienten, die zu viel Wut in sich haben, lernen hier, ihre Wut zu regeln, ein Ventil dafür zu finden.«

Wer chronisch wütend ist, erhöht das Risiko eines Herzinfarkts.

Zu viel Wut spielt nicht nur eine zentrale Rolle bei psychischen Erkrankungen, sie schadet auch dem Körper. Amerikanische Forscher sagen: Ständige Wut und Ärger können die Gefäße verstopfen und somit zum Herzinfarkt führen. Sechs Jahre lang haben Mediziner der North Carolina School of Public Health an rund 13.000 Menschen

den Zusammenhang zwischen Wut und Herzerkrankungen untersucht. Das Ergebnis: Das Risiko, bei normalem Blutdruck einen Herzinfarkt zu erleiden, ist bei chronisch wütenden Menschen dreimal so hoch wie bei ausgeglichenen.

Wut ist eine Basisemotion. Rolf Haubl, Professor für psychoanalytische Sozialpsychologie in Frankfurt, erklärt: »Basisemotionen sind universal. Ein wütendes Gesicht wird auf der ganzen Welt als wütendes Gesicht erkannt.« Dietrich Klusmann vom Institut für Medizinische Psychologie am UKE ergänzt: »Basisemotionen sind eng mit den Körperfunktionen verknüpft. Der Herzschlag muss schneller sein, das Blut fließen, die Nasenflügel müssen bebenden, die Augen blitzen. Das alles muss da sein – Wut kann man nicht spielen!« Wut entsteht, so Haubl, wenn wir einer

Situation gegenüberstehen, die wir als Handlungsblockade wahrnehmen: »Der Körper stellt dann innerhalb ganz kurzer Zeit viel Energie bereit, um die vermeintliche Blockade zu beseitigen und die eigenen Wünsche und Handlungsabsichten umzusetzen.« Besonders gut könne man diese Wutreaktion an Säuglingen beobachten, sagt Klusmann – »indem man sie einfach festhält und daran hindert, sich zu bewegen.«

In der Wutgruppe wird die Handlungsblockade spielerisch erzeugt: Brüllend rennt Richard Bartels auf sein Gegenüber zu, packt den Duellanten an den Schultern und schiebt ihn quer durch die Halle. Über den Tumult hinweg ruft Therapeutin Rau-Geißler: »Denken Sie an etwas, das Sie richtig wütend macht!« Der sonst so bedächtige Bartels mobili-



Lars Petersen

Austoben, stampfen und schreien: In der Wutgruppe lernen die Patienten, ihrem Ärger Luft zu machen.

siert mit einem Mal ungeahnte Kräfte; sein Gegenüber hat keine Chance mehr. »In diesem Moment habe ich an meinen Hass auf die Droge gedacht«, sagt Bartels, der noch immer gegen seine Crack-Abhängigkeit ankämpft. Wenn er seiner Wut endlich einmal freien Lauf lässt, lebt er auf: »Hier kann ich Wut als positive Energie begreifen lernen. Ich finde es schade, dass ich diese Erkenntnis bisher nicht für mich genutzt habe. Ich habe mich stets für schwach gehalten.«

Doch was genau passiert eigentlich bei einem Wutausbruch in unserem Körper? Der systemische Neurowissenschaftler Christian Büchel vom UKE ist überzeugt, dass die Amygdala – ein mandelförmiges System von Nervenkernen in unserem Gehirn – dabei eine wichtige Rolle spielt: Sie schlägt Alarm, wenn uns jemand quer kommt. Die Amygdala ist Teil des entwicklungs geschichtlich alten limbischen Systems, das wir von unseren tierischen Vorfahren geerbt haben. Viele Emotionen, insbesondere Furcht und Aggression, werden hier erkannt, gelernt und ausgelöst. Zusammen mit der erst später entstandenen Großhirnrinde bewertet die Amygdala eine Situation. Wäre das nicht so, würde

Wut gar nicht erst in unser Bewusstsein gelangen. Die Amygdala aktiviert den Hypothalamus im Zwischenhirn – die wichtigste Steuerungs zentrale unseres vegetativen Nervensystems. Hier werden Hormone mobilisiert, die den Körper in Alarmzustand versetzen, vor allem Noradrenalin, Testosteron und Renin. Das Herz schlägt schneller, der Blutdruck steigt, die Lungen weiten sich, der Blutzuckerspiegel erhöht sich. Die Hirnnerven lassen das Gesicht zu einer wütenden Grimasse werden – unser Körper macht sich bereit zum Kampf.

Es ist das Privileg des Ranghöheren, Wut gegen andere auszuleben.

Aggressiv schlägt Nina Sarabi* auf den Sandsack ein; die kleine, stämmige Frau weiß die großen Boxhandschuhe kraftvoll einzusetzen. In dieser Übung soll der Sandsack dem Ansturm ihrer Wut Widerstand entgegensetzen. Bei Sarabi muss er von zwei Personen festgehalten werden. Im Gegensatz zu Bartels hat sie ihre Aggressionen kaum im Griff: »Ich habe eine ganz starke Wut in mir«, sagt sie, »und es belastet mich, dass ich sie nicht gegen die Personen richten kann, um die es eigentlich geht.« Sarabi quä-

Unsere Berufsunfähigkeitsvorsorge leistet für Sie, wenn Sie es nicht mehr können.



keine Sorge
Volksfürsorge

Nutzen Sie als Student die besonders günstigen Einstiegsvarianten unserer Best BU Vorsorge. Mit unserer Berufsunfähigkeits-Rente können Sie schon ab 12,50 EUR im Monat bis zu 18.000 EUR im Jahr absichern.

Jetzt informieren: Wir zeigen Ihnen klar und verständlich, wie Sie optimal Vorsorge treffen können.

Volksfürsorge Versicherungen
Besenbinderhof 43 | 20097 Hamburg
www.volksfuersorge.de | service@volksfuersorge.de



len Kindheitserfahrungen: Sie wurde vom Vater missbraucht; die Mutter gab ihr die Schuld, den eigenen Vater verführt zu haben. Doch Sarabi wendet ihre Wut gegen sich selbst; auch sie versucht sich umzubringen. Richtet sie ihre Aggressionen nicht gegen sich, dann gegen Schwächere. Selbst ihr eigener Sohn bekam die Folgen ihres Zorns schon zu spüren. Wird Nina Sarabi mit Autorität konfrontiert, hat sie das Gefühl, dagegen angehen zu müssen. Mehrere Jobs hat sie deshalb bereits verloren. Denn sie hat gegen eine ungeschriebene Regel verstoßen: Es ist das Privileg des Ranghöheren, gegenüber anderen Wut auszuleben. »Ärger und Wut werden eher von denjenigen geäußert, die keine Folgen zu befürchten haben«, bestätigt Psychologe Haubl.

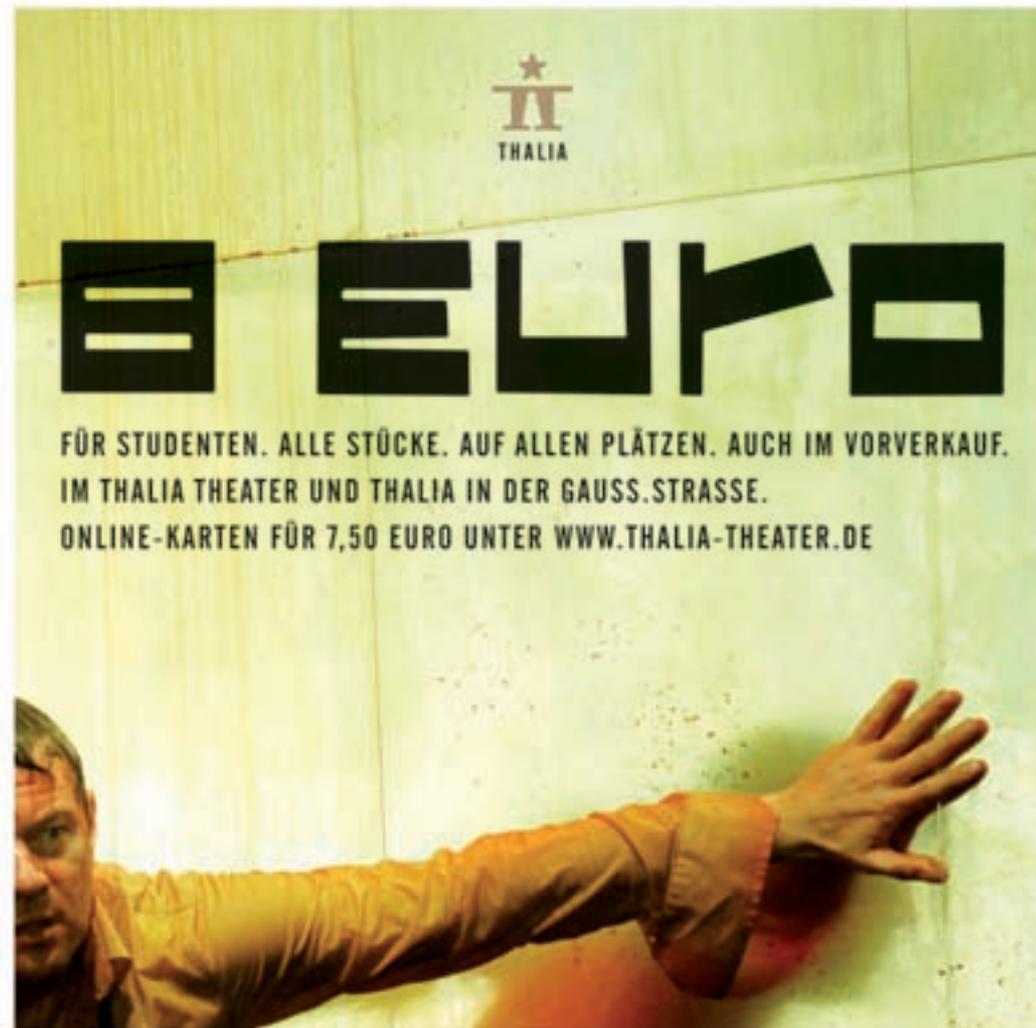
Evolutionspsychologen vermuten, dass jeder Mensch eine Art internen »Betrugsdetektor« hat. Dieser schlägt Alarm, sobald der Verdacht aufkommt, betrogen zu werden. Die Folge: Wut entsteht. Psychologe Klusmann berichtet von einem Versuch mit zwei Kapuzineräffchen: Beide müssen kleine Kunststücke einüben, werden dafür aber unterschiedlich belohnt. Während ein Äffchen eine leckere Weintraube erhält, wird das andere nur mit einer Scheibe Gurke abgespeist. »Weil der Nachbar für die gleiche Arbeit eine Traube bekommt, zeigt das betrogene Äffchen alle Anzeichen von Wut«, erzählt Klusmann. »Am Ende lehnt es dann sogar die Gurkenscheibe ab – es fügt sich letztlich also selbst Schaden zu, um seine Wut zu zeigen.« Für die Zukunft aber hat das Äffchen seinen Standpunkt klar gemacht: Es ist nicht bereit, sich weiter über den Tisch ziehen zu lassen. Wut

dient also auch dazu, sich einen Ruf zu erarbeiten und aufrecht zu erhalten – so wie der Chef, der durch aggressives Auftreten seine Position im Büro zu festigen versucht.

Wie schnell wir aus der Haut fahren, bestimmen nicht zuletzt unsere Gene.

Nicht alle Menschen reagieren jedoch identisch auf Provokationen: Manche neigen deutlich schneller zu Wutausbrüchen als andere. Klusmann geht davon aus, dass unser Temperament zu einem großen Teil auch von unseren Genen bestimmt wird. Aggressivität als evolutionäres Überbleibsel: Für unsere Vorfahren war es mitunter durchaus sinnvoll, wenn nicht gar lebensrettend, auch mal schnell aus der Haut zu fahren. Wie ein Wutausbruch moralisch bewertet wird, bestimmt die Gesellschaft: »Soziale Regeln legen fest, wie mit Wut umzugehen ist«, sagt Haubl. So wird Wut etwa in kriegerisch geprägten Kulturen eher positiv bewertet, während sie bei buddhistischen Mönchen im Idealfall erst gar nicht aufkommt. Überall zeigt sich jedoch, dass Wut bei Männern sozial akzeptierter ist als bei Frauen.

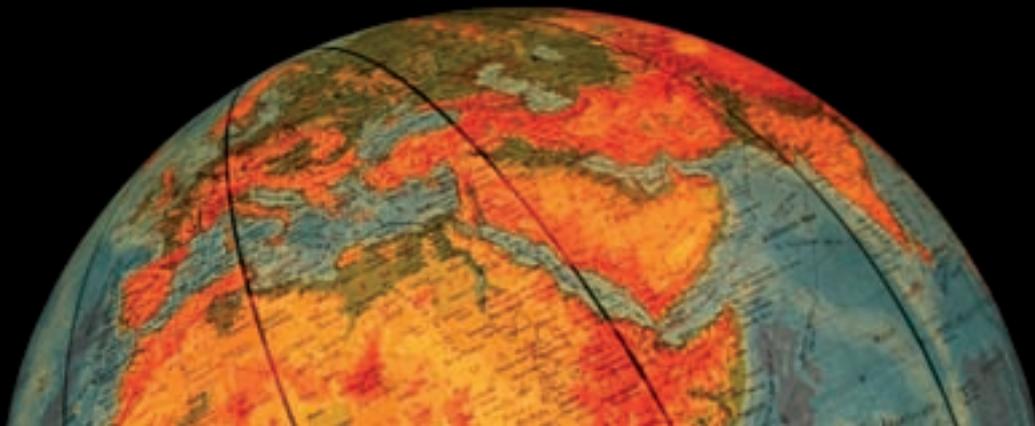
Nina Sarabi ist zuversichtlich, dass die Therapie am UKE ihr hilft, künftig besser mit ihrer Wut umzugehen. »Wir schaffen das zusammen«, hat ihr Sohn auf die Karte geschrieben, die er ihr zum Muttertag geschenkt hat. Nina Sarabi will es schaffen: »In der Wut-Gruppe und beim Boxen merke ich, dass sehr viel Kraft in mir steckt. Doch ich setze sie falsch ein. Inzwischen weiß ich, wie ich mich vor anderen zurückhalten kann, wenn ein unerwarteter Gefühlsausbruch kommt.« —



KARTEN: TEL. 040.32 81 44 44 ★ FAX 040.32 81 42 12 ★ WWW.THALIA-THEATER.DE

Die nächsten Premieren: *Der Schimmelreiter* nach Theodor Storm (Uraufführung). Regie Jorinde Dröse. *Parzival* von Tankred Dorst. Regie Julia Hölscher. Kooperation mit der Theaterakademie Hamburg. *alter ford escort dunkelblau* von Dirk Laucke. Regie David Bösch. *Das letzte Feuer* von Dea Loher (Uraufführung). Regie Andreas Kriegenburg. *Sterne über Mansfeld* von Fritz Kater. Regie Frank Abt. *Endstation Sehnsucht* von Tennessee Williams. Regie Stephan Kimmig. *Amoklauf, mein Kinderspiel* von Thomas Freyer. Regie Felicitas Brucker. *Nostalgie 2175* von Anja Hilling (Uraufführung). Regie Rafael Sanchez. *Hamlet, Prinz von Dänemark* von William Shakespeare. Regie Michael Thalheimer. *Onkel Wanja* von Anton Tschechow. Regie Andreas Kriegenburg.

vomitivo – 妓女 – stronzo – chicken shit – morveux – ahbal – Skatofatsa –
Drittsekk – Baka – coglione – ty vole – salak – sucker – huju – ojo del culo –
sod you – cara frita – kol chara – orospu – Scheiße – 王八蛋 – blbec – kys meg i ræva –
it – pura – kurva –



AUSLAND

| | |
|--|----|
| VERHÄRTETE FRONTEN | 32 |
| UNSCHULDSVERMUTUNG AUFGEHOBEN | 41 |
| ALS WÄRE NICHTS GESCHEHEN | 48 |
| »HIER LEBT MAN NICHT. MAN ÜBERLEBT.« | 53 |

Foto: Dominik Betz, Grafik: Alexandra Kostis

Verhärtete Fronten

Ungarn gilt als Musterschüler unter den neuen EU-Mitgliedsstaaten. Doch der Schein trügt: Das fünfzigste Jubiläum der Revolution von 1956 geriet zum Desaster. Straßenschlachten zwischen Demonstranten und Polizisten machten die Zerrissenheit der ungarischen Gesellschaft deutlich. Seitdem halten Demonstrationen und Streiks das Land in Atem. Eine Spurensuche in Budapest.

TEXT SUGÁRKA SIELAFF / FOTOS SZABOLCS BARAKONYI



Budapest: Die Polizei löst Demonstrationen der Opposition mit Tränengas auf.

GÁBOR FÁBIÁNS HAND verweigert die Entspannung. Der Mittelfinger ist leicht gekrümmt, als er sie hebt und über den Astoria-Platz in der Budapester Innenstadt zeigt. Hier hat damals alles begonnen. Niemals wird er die Hand und seinen linken Fuß wieder normal bewegen können. Seine Stimme wird immer leiser, wenn er an die Ereignisse vor anderthalb Jahren zurückdenkt: »Der Polizist packte meinen Finger und brach ihn, als würde er einen Ast durchbrechen. Der Schmerz war fürchterlich.«

Am 18. September 2006 katapultierten spektakuläre Bilder brennender Autos und Straßenschlachten Ungarn in den Fokus der Weltöffentlichkeit. Auslöser der Demonstrationen war eine parteiinterne Rede des Ministerpräsidenten Ferenc Gyurcsány, die den Medien zugespielt wurde. Mit den Worten »Wir haben es verschissen« gestand Gyurcsány ein, die Wähler über die Haushaltsla-

ge belogen zu haben und beschwor die Ungarische Sozialistische Partei, den Kurswechsel zu wagen und sein radikales Sparprogramm mitzutragen.

Zehntausende Anhänger der nationalkonservativen Oppositionspartei Fidesz gehen daraufhin auf die Straße. Rechtsradikale Skinheads und Fußballhooligans stürmen das Gebäude des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, mehrere Polizisten werden schwer verletzt. Es kommt zu willkürlichen Verhaftungen und Menschenrechtsverletzungen durch Polizisten. Auf dem Kossuth-Platz vor dem Parlament werden Demonstrationen zum Dauerzustand.

Der Ton der politischen Auseinandersetzung in Ungarn ist rau, sich gegenseitig wahlweise als Faschisten oder Kommunisten zu titulieren durchaus üblich. Zwei Lager stehen sich unversöhnlich gegenüber: die von der Ungarischen Sozialistischen Partei gestellte Regierung und die Oppositionspartei Fidesz.

Die Regierungssozialisten praktizieren eine für weite Teile der Bevölkerung schmerzhaft wirtschaftspolitisch, die das Land Euro-tauglich machen soll. Wahlen würden sie zurzeit haushoch verlieren. Fidesz koalitiert auf kommunaler Ebene mit Rechtsradikalen und spricht der Regierung seit dem letzten Herbst die Legitimität ab. Bis heute verlassen Fidesz-Abgeordnete den Raum, wenn der Ministerpräsident das Wort ergreift.

»Der Hass, mit dem sich die beiden politischen Lager in diesem Land bekämpfen, ist in Europa nur vergleichbar mit Weißrussland«, konstatiert der Osteuropa-Experte der »Neuen Zürcher Zeitung«, Andreas Oplatka.

Am 23. Oktober 2007, dem Jahrestag der Revolution von 1956, eskaliert die Gewalt erneut. Gábor Fábíán ist an diesem Tag in Budapest und besucht die Gedenkfeier des Fidesz auf dem Astoria-Platz. Die Sonne scheint, Menschen stehen dicht gedrängt. Als die Feier endet,

berichtet Fábíán, hört man von weitem bereits die Einschläge der Tränengasgranaten. »Das klingt wie ein Feuerwerk«, dachte ich.«

**Der Anführer der Polizisten schrie:
»Zwei Flaschen, links!«**

Neben der friedlichen, angemeldeten Gedenkfeier des Fidesz findet ganz in der Nähe auf dem Deák-Platz eine andere, unangemeldete Demonstration statt. Deák- und Astoria-Platz werden durch eine breite Straße, den Károly Körút, verbunden. Hier treffen die Menschen, die vom Astoria-Platz nach Hause gehen wollen auf die Polizei. Diese löst gerade die Demonstration auf dem Deák-Platz auf, »mit Wasserwerfern, Tränengasgranaten, Gummigeschossen und Polizeistöcken.«

So steht es im Bericht der Ermittlungsbehörde zu Gábor Fábíáns Fall. »Dort hinten«, sagt er, »sah ich die Polizeireihe und die Wasserwerfer ste-

hen.« Was dann geschieht, beschreiben die Ermittler so: »Zwei Augenzeugen haben gesehen, dass Gábor Fábián in der Nähe der Polizeireihe stand, sich zu den Polizisten drehte und etwas sagte. Mehrere Polizisten »griffen ihn an«, schlugen und traten ihn.«

Sicher ist, dass dort auf der Straße, hinter der Polizeireihe, Gábor Fábiáns Mittelfinger und ein Knochen seines Fußes gebrochen werden. »So etwas geschieht und das Leben geht einfach weiter. Der Verkehr läuft, die Menschen gehen zur Arbeit. Ich kann es nicht begreifen«, sagt Gábor Fábián heute auf dem sonnigen Károly Körút. Er spricht seltsam gepresst. Als befürchte er, nicht detailliert, nicht schnell genug zu erzählen.

Die Polizisten können nicht identifiziert werden: Sie tragen Skimasken.

Ein einziger der Polizisten wird später angeklagt. Er hatte zu Protokoll gegeben, Fábiáns linke Hand in Handschellen gelegt zu haben. Die Hand, deren Finger danach gebrochen war. »Gegen die anderen Täter wurde – wegen ihrer unbekanntem Identität – das Verfahren eingestellt«, resümiert der Bericht der Ermittlungsbehörde. Sie waren maskiert und trugen keine Erkennungs-

nummern. Dies, so der Ombudsmann für Datenschutz, Attila Péterfalvi, sei im letzten Herbst mehrfach vorgekommen und eindeutig rechtswidrig.

Geht man auf dem Károly Körút zum Astoria-Platz zurück und biegt in den weiten Rákóczi út ein, so kommt man nach einer Weile an einer kleinen Straße vorbei. Sie führt in das alte jüdische Viertel, verwitterte Häuser mit großen Innenhöfen prägen es. Aus dieser Straße kamen die Brüder Károly und Vince Kruchina am 20. September 2006 um zwei Uhr morgens. Auch sie hatten demonstriert.

»Die Straßen waren damals wie ausgestorben«, sagt Károly und deutet auf den von lärmendem Verkehr überfüllten Rakoczi út. Er und sein Bruder sind Akademiker, Mitte zwanzig. Sie seien durch die Innenstadt nach Hause gegangen, »was nicht einfach war, weil überall Straßensperren waren.« Auf dem Weg treffen sie zwei Fotografen der amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press. Als die vier den Rákóczi út erreichen, gehen die Brüder nach links, die Fotografen Béla Szandelsky und Bianca Otero nach rechts. »Da sahen wir vom Astoria-Platz Polizisten gerannt kommen«, sagt Béla Szandelsky später aus. »Sechs bis acht waren es,

einige trugen Skimasken. Ihr Anführer sah die beiden jungen Männer und rief: »Zwei Flaschen, links.«

»Die Polizisten warfen Károly auf den Boden und riefen, ich solle verschwinden«, erzählt Vince. Aber der dort auf dem Boden sei doch sein Bruder, habe er geantwortet. »Da wurde ich auch getreten, bespuckt und mitgenommen.« Drei Schürfwunden am Kopf stellt der Amtsarzt am nächsten Tag im Protokoll fest.

»Es war eine surreale Situation«, erinnert sich Károly. »Wir wurden aufgegriffen und verprügelt. Am nächsten Tag, wir sind noch blutig und dreckig, kommt der Staatsanwalt, ein fescher junger Mann im Anzug, und sagt: »Károly Kruchina, sie haben mit Steinen und ihr Bruder mit Bierflaschen geschmissen. Jungs, das ist eine schwere Straftat: drei Jahre Gefängnis.«

Im Abschlussbericht der Budapester Ermittlungsbehörde wird die Anklage gegen die Kruchina-Brüder fallen gelassen. Die Zeugenaussagen der beiden Fotografen widersprechen der Version der Polizisten. »Natürlich gab es verrückte Nazis, die mit Steinen schmissen. Aber so etwas wie eine kollektive Schuld aller, die auf den Straßen waren, gibt es nicht«, schließt Vince.

Die Anklage der Brüder gegen die Polizisten wegen Körperverletzung wird ebenfalls fallen gelassen. Auch hier konnte die Identität der Polizisten nicht festgestellt werden. Sie trugen Skimasken und keine Erkennungsnummern. Wer geprügelt hat und wer zusah, lässt sich nicht klären.

Ein Untersuchungsbericht wird veröffentlicht – Konsequenzen hat er nicht.

Bei der Polizei möchte man sich zu den Ereignissen des letzten Herbstes nicht mehr äußern. Die Pressesprecherin windet sich am Telefon: Der »Fall« sei abgeschlossen, man habe in zwei Untersuchungen die eigenen Fehler eingestanden. Im Juli 2007 veröffentlichte die Polizei tatsächlich die »Papp-Untersuchung«. Sie erschien, nachdem der Ombudsmann für Datenschutz dies angemahnt hatte, mit den Namen der verantwortlichen Befehlshaber. Konsequenzen hatte die Veröffentlichung nicht: Einige der Verantwortlichen waren inzwischen befördert worden, andere in Rente gegangen. Angeklagt wurde keiner.

Auch die unter Druck geratene Regierung setzte einen Ausschuss ein. Ergebnis: Die Verantwortung für die Ausschreitungen läge sowohl bei der

PAPPNASE & CO.

DAS FACHGESCHÄFT FÜR: KINDERZIRKUS, JONGLIEREN, ARTISTIK, ZAUBERN, SCHWARZLICHT, THEATERSCHMINKE, MASKEN, AKTIONS- UND BEWEGUNGSSPIELE UND VIELES MEHR ...



PAPPNASE & CO. Grindelallee 92, 20146 Hamburg, Fon: 040/449730, Email: png@pappnase.de, www.pappnase.de

keine Bücher -> keine Bildung -> keine Jobs -> keine Zukunft



Für den Erhalt der
Kinderbibliothek am Grindel
www.kibi-muss-bleiben.de

Alle Kinder wollen lesen!

Polizei als auch bei den Demonstranten. Der Polizei wurde das Tragen von Identifizierungsnummern»empfohlen«. Die Opposition warf dem Ausschuss vor, die Polizisten »mit Samthandschuhen anzufassen«. Alle bisherigen Untersuchungen der Demonstrationen, resümiert der Soziologe Máté Szabó in einem Aufsatz, seien von politischen Motiven mitbestimmt.



Läuft man den Rákóczi út hinunter, kann man am Astoria-Platz in die U-Bahn steigen. In den Eingängen stehen alte Frauen mit Kopftüchern vor abgerissenen Plakatwänden. Sie verkaufen Blumen oder halten stumm bestickte Decken vor der Brust. Uringelruch. Die Rolltreppen rattern schnell in die Tiefe, es ist zugig. Mit der roten Linie fährt man unter der Donau durch zum Moskauplatz. Dort, am Fuß des Stadtteils Rosenhügel, liegt das andere Ungarn: das reiche, neue. Eine europäische Stadt. Telekom, Riesen kino, Shoppingbunker, Bioladen – alles da. Mannequinfrauen mit kleinen Kindern, Handys am Ohr.

Das kleine Restaurant unweit des Moskauplatzes liegt in einer Kopfsteinpflaster-Straße. Wie Spielzeug aus einer fernen Zeit der Krämerläden und Pferdekutschen wirken die grünen

Holzgeländer seiner Terrasse neben den mächtigen Betonmauern des riesigen »Mammut Einkaufszentrums«. Mit schwingendem Rock betritt Krisztina Morvai das Lokal. Lebhaftes Mimik, leuchtende Augen, expressive Herzlichkeit: »Würden Sie eine alte Frau wie mich duzen? Das ist einfacher!«

Morvai ist Rechtsanwältin und Dozentin an der Budapester Universität. Gemeinsam mit sechs Kollegen hat sie einen »Zivilen Rechtsanwaltsausschuss« zur Untersuchung der Rechtsverletzungen durch die Polizei im letzten Herbst gegründet. Die Chance, unabhängige Aufklärungsarbeit zu leisten, hat der »zivile Ausschuss« schnell vertan. Morvai und ihre Kollegen bekannten sich zum Fidesz und gaben rechtsradikalen Blättern Interviews. Die Rechtsanwältin würzte ihren Kampf für die Opfer der Polizeiübergriffe mit grellen Polemiken gegen die Regierung.

Dass Vertreter der Oppositionspartei Fidesz schon länger mit rechtsradikalen und rassistischen Positionen kokettieren, wird im westlichen Europa kaum zur Kenntnis genommen. So hielt etwa die Fidesz-Abgeordnete Maria Wittner eine Rede bei der Vertheidigung der rechtsradikalen paramilitärischen Organisation »Ungarische Garde«. Konsequenzen hatte dies für sie nicht.

Die Garde marschiert unter einer Fahne, die ungarische Nationalsozialisten im zweiten Weltkrieg bei den Massenerschießungen ungarischer Juden an der Donau benutzten. Einen gesellschaftlichen Konsens, dass diese Árpádfahne unerwünscht ist, gibt es in Ungarn nicht. Auch Morvai ist mit antisemitischen Äußerungen aufgefallen: »Unsere Art hat nur dieses eine Heimat-



Demonstranten kapern einen historischen Sowjetpanzer.

land, wissen Sie, lieber Herr Redakteur«, schrieb sie an den jüdischen Journalisten Tibor Várkonyi, der ihr Vorgehen deftig kritisiert hatte. Natürlich sei dies nicht antisemitisch gemeint, versicherte sie anschließend. »Wir lassen uns in unserem eigenen Land nicht unterdrücken und sind nicht die Diener und Lakaien Ihrer Art, die das vergammelte Fleisch essen müssen«, fährt sie fort.

Bekannt wurde die Anwältin mit Büchern über Gewalt gegen Frauen und in Familien. »Ich bin Feministin«, stellt sie klar. »Hier in Ungarn ist im Herbst 2006 alles durcheinander gekommen«, erläutert sie, über den Tisch gebeugt. »Bürgerrechte sind traditionell eher ein Thema der Linken; hier kümmern sich die Konservativen darum.« Bei Obstsuppe und Salat beginnt sie zu erzählen. Von den Menschen, die im September und Oktober 2006 von der Polizei aufgegriffen, zusammengeschlagen und dann angeklagt wurden. Dabei lächelt sie gewinnend.

Pünktlich zum 18. September begannen auch 2007 die Demonstrationen. Mit wesentlich weniger Teilnehmern als im Jahr zuvor. Zum Auftakt wurden Abgeordnete der Regierungspartei bespuckt, als sie das Parlament verließen.

Krisztina Morvai hielt eine Rede. Sie wolle ihren Kindern nicht gestehen müssen, sie hätte nichts getan, um die »ungarische Heimat« zu retten. »Wir haben keine Angst«, skandierte sie mit den Demonstranten. Manchmal, so Gábor Fábrián, schieße sie über das Ziel hinaus. »Aber ohne den Anwaltsausschuss hätte ich mich nicht getraut, an die Öffentlichkeit zu gehen.« Seine Schadenersatzklage wird Jahre in Anspruch nehmen. Wer hat ihn zum Invaliden gemacht? Der Polizist, der seinen Finger brach? Der Arzt, der ihn schlecht versorgte?

Fábrián hat noch einen langen Weg zu gehen. Er verabschiedet sich höflich und verschwindet zwischen den Fußgängern. —

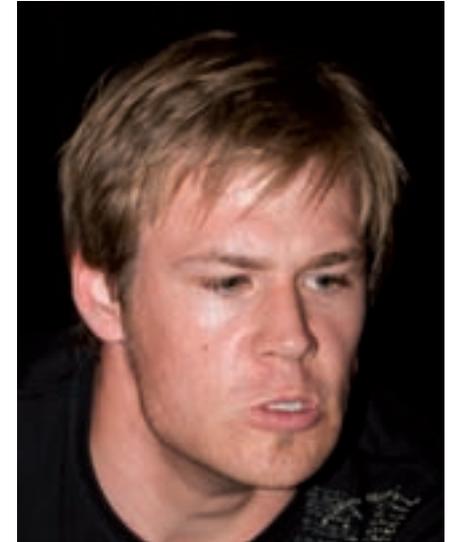
campus- schampus.



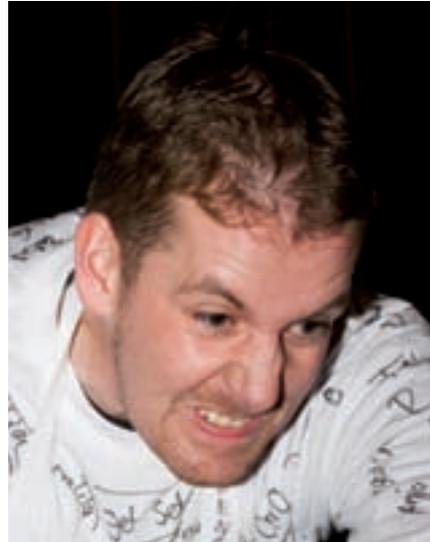
vielviel koffein

Die Prügelknaben

Was macht diese Herren bloß so wütend?



FOTOS ISABEL KIESEWETTER & ANNIKA BÖRM



Unschuldsvermutung aufgehoben

Kurz vor der Spanien-Wahl im März eskaliert der Konflikt im Baskenland von Neuem. Der Terror der ETA flammt wieder auf, der Staat reagiert mit Repression.

TEXT ANNIKA MÜLLER /

FOTOS LANDER ARBELAITZ & NAIARA URANGA

GANZ BILBAO IST auf den Beinen. Menschenmassen strömen über alle Brücken des Rio Nervión in den Stadtkern. Die Straßen im Zentrum der Hauptstadt der baskischen Provinz Biskaya sind gesperrt. Ein ähnliches Bild hatte sich hier zuletzt geboten, als Bilbao im August seine alljährliche einwöchige Fiesta feierte. Nun, vier Monate später, sind wieder unzählige Einwohner Bilbaos auf den Straßen und bringen den Verkehr zum Erliegen. Wieder

finden sich in der Menge Menschen in baskischer Tracht neben gepierchten Jugendlichen im Stadtguerilla-Look. Die Stimmung jedoch ist eine grundlegend andere. Mit bitterer Miene halten die Bilbainos an jenem 2. Dezember 2007 ihre Protestplakate hoch. Die baskischen Polizisten, die Ertzaintza, die auch bei der Fiesta im Sommer für Ruhe sorgten, werden heute von der gesamtspanischen »Guardia Civil« unterstützt. Statt Feuerwerkskörper knallen heute Schreckschusspistolen. 25.000 Demonstranten sollen es nach Angaben der baskischen Tageszeitung »Gara« an



Ermittlungen im Nachtleben: Baskische Polizisten stürmen eine Bar.

Heiße Wortgefechte mit den Gästen; der Wirt wird festgenommen.

diesem Tag gewesen sein. Die Demonstration richtet sich gegen die spanische Regierung, die bei ihrem Kampf gegen die baskische Terrorgruppe ETA die »Pfade des Rechtsstaates verlassen hat«, wie die Plakate anprangern.

Das Baskenland genießt bereits große Autonomierechte – der Traum vom »Großbaskenreich« lebt dennoch fort.

Seit dem 19. Jahrhundert schon fordern viele Basken die Unabhängigkeit ihrer Region von Spanien. Die ETA, die sich 1959 gründete, um die faschistische Franco-Diktatur zu bekämpfen, verleiht diesem Streben auch nach dem Tod des Diktators mit Gewalt und Terror Ausdruck. Über 800 Tote in 30 Jahren – so lautet die Bilanz ihres »gerechten Kampfes«. Über 2000 Personen stehen im Baskenland unter Polizeischutz, da sie um ihr Leben fürchten müssen. Dabei genießt das Baskenland weit größere Autonomierechte als andere Regio-

nen Spaniens; das Lebensniveau liegt über dem spanischen Durchschnitt, die baskische Sprache Euskara ist als zweite Staatssprache anerkannt und wird an den Schulen gelehrt. Die Basken haben ihre eigene Polizei, ein eigenes Fernsehen und teilweise Steuerhoheit. Dennoch bleibt es der Traum vieler Menschen, eines Tages das »Euskal Herria«, ein Großbaskenreich von Biarritz bis Pamplona, wie es im 10. Jahrhundert existierte, auszurufen.

»Nationalismus hat in Europa immer einen negativen Beiklang. Doch man darf nicht vergessen, dass unser Volk und unsere Sprache kurz vor dem Verschwinden standen«, sagt Ainhoa Oleaga, die an der Universität in San Sebastian – beziehungsweise Donostia, wie der baskische Name der Stadt lautet – Politik studiert und prinzipiell nur Kurse auf Euskara besucht. Unter Francos Herrschaft war es den Basken verboten, Bücher und Zeitschriften zu veröffentli-

chen, Unterricht in ihrer Sprache zu erteilen, Kindern baskische Namen zu geben oder die nationale Flagge zu hissen. Nun wollen die Basken ihrerseits das Spanische aus ihrer Heimat verbannen. Freilich ist die Bevölkerung im Baskenland heute eine gemischte: Viele Wahlbasken spanischer Herkunft – teils seit Generationen in der Region verwurzelt – können mit den Rufen nach vollständiger Autonomie nichts anfangen. Da sich der Ruf nach Euskara als einziger offizieller Amtssprache nicht durchsetzen lässt, ergreifen einige Basken die Eigeninitiative, montieren etwa spanischsprachige Schilder ab oder greifen zur Sprühdose, um die spanische Übersetzung von Orts- und Straßennamen auszutülgeln.

In den vergangenen Jahren schien es allerdings, als habe der Reiz des Patriotismus nachgelassen. Laut Umfragen gingen die Sympathien für die ETA und nationalistische Parteien zurück. Der

Waffenstillstand der ETA im Jahr 2006 stieß daher auf breite Zustimmung. Doch die Friedensverhandlungen scheiterten, der Terror flammte wieder auf und erreichte in den vergangenen Monaten einen neuen Höhepunkt.

Die baskischen Gemüter erregt derzeit das harte Durchgreifen der spanischen Polizei, das nicht nur die ETA selbst, sondern auch ihre vermeintlichen Anhänger trifft. Die Regierung in Madrid geht davon aus, dass sich zahlreiche ETA-nahe Organisationen zu einem Netz verbunden haben, das sich über die gesamte baskische Gesellschaft erstreckt. Daher ließ sie viele Vereine und Gruppierungen verbieten, ihre Mitglieder verhaften. Das Verbot der Baskenpartei Batasuna, die in vielen Rathäusern die Bürgermeister stellte, spielte – ebenso wie die Verhaftung der Parteispitze im Oktober 2007 – den Extremisten in die Hände und trieb die Menschen im Baskenland auf die Straße.

»Unglücklicherweise ist das Baskenland zum Schlüsselthema im spanischen Wahlkampf geworden«, sagt Andoni Etxeberria Elexpuru, der auch auf der Demonstration in Bilbao anwesend war. Der 26-jährige Student hielt sich bislang von der Politik und den Unabhängigkeitsmärschen, die oft in Straßenkämpfe mit der Polizei münden, fern. Doch nun ist auch für ihn das Maß voll. »Gestern haben hier fast 50 Personen vor Gericht gestanden, weil sie Teil der Separatistenbewegung sein sollen«, empört er sich. »Alles Personen, die sich zwar öffentlich für die baskische Kultur oder die Abspaltung von Spanien einsetzten, aber nichts mit dem bewaffneten Kampf zu tun hatten.«

Die Urteilsbegründung, mit der 47 der Angeklagten viele Jahre Gefängnis auf-

erlegt wurden, stieß auch auf die Skepsis spanischer Beobachter. Die Beschuldigten hätten mit ihren Organisationen letztlich die gleichen Ziele wie die ETA verfolgt, hieß es im Schuldspruch. Unter den Verurteilten seien laut Juan Manuel Triku Guerrero, einem in Madrid geborenen Wahlbasken und Mitglied der Itzquierda Abertzale, der Unabhängigen Baskischen Linken, »Umweltschützer, Intellektuelle, Medienvertreter, Gewerkschaftsführer, Bürgermeister und ehemalige Abgeordnete, aber mit Sicherheit keine Terroristen.«

In einer gemeinsamen Erklärung drückten auch die Madrider Philosophen Santiago Alba und Carlos Fernández Liria ihre Besorgnis über die Folgen des Prozesses aus. »Wir, die große Mehrheit der Spanier, befinden uns in der gleichen Si-

tuation wie die Inhaftierten. Keiner kann beweisen, dass er keinerlei Verbindung zur ETA hat«, heißt es in dem Text.

»Nicht alles ist ETA«, lautet eine der Parolen.

Der Student Etxeberria Elexpuru sieht die Parteien in einem Wettkampfdarum, wer in seiner Regierungszeit die meisten ETA-Sympathisanten vor Gericht bringt. »Vor der Wahl im März müssen die Parteien eben beweisen, dass sie die besseren spanischen Patrioten sind«, sagt er. Denn im Wahlkampf wolle niemand zu weich auftreten. Schon jetzt gilt Ministerpräsident Zapatero allerdings als im Kampf gegen den Terror gescheitert; viele gehen davon aus, dass er die nächste Wahl aus dem gleichen Grund verlieren werde wie sein Amtsvorgänger

Aznar vier Jahre zuvor: wegen des ungelösten Baskenproblems. »Wir sind sehr wütend. Wir Basken haben das Gefühl, dass unser Land den spanischen Politikern als Schachbrett dient, auf dem sie ihre Wahlkampf-Züge machen«, so Etxeberria Elexpuru. Zapatero wird vorgeworfen, aus wahltaktischen Gründen von der Annäherung an die ETA, die ihm schlechte Umfragewerte einbrachte, zum harten Durchgreifen umgeschwenkt zu haben – und das, während bereits Friedensverhandlungen liefen. Dadurch habe er eine neue Spirale von Gewalt und Gegengewalt angeschoben. Der Kernforderung der ETA konnte die Regierung in Madrid allerdings von vornherein nicht nachkommen. Würde sie dem Unabhängigkeitsstreben des Baskenlandes nachgeben, so die Befürchtungen, würden andere Regionen

Sensationell im Beitrag, stark in der Leistung



So günstig:

Ein 30-jähriger Mann zahlt nur 132,01 EUR im Monat (inklusive Pflegepflichtversicherung und 600,- EUR Selbstbehalt im Jahr).

Bestens versorgt:

- 100% Erstattung bei ambulanten und stationären Leistungen
- 80% Zahnersatzleistungen
- Wahlweise Unterbringung im Zweibettzimmer
- Umfangreichstes Optionsrecht am Markt



Start Fit

Private Krankenvollversicherung für Einsteiger

Jetzt informieren:

Telefon: (0 40) 41 19-7090

Fax: (0 40) 41 19-91 33 33

E-Mail: hbc@hansemerkur.de

HanseMerkur Versicherungsgruppe • Siegfried-Wedells-Platz 1 • 20352 Hamburg

ERASMUS MUNDUS MASTERS

Journalism and Media within Globalisation: The European Perspective

ONE MASTER – THREE COUNTRIES

Begin studies in Denmark and the Netherlands. International developments and current problems in the context of media and globalisation.

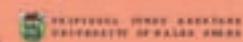
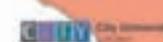
Specialise the second year either in Germany or the United Kingdom.
London: Business and Finance
Swansea: War and Conflict
Hamburg: Media Systems, Journalism and Public Spheres in a comparative perspective

TRAIN YOUR INTERCULTURAL SKILLS

BE PART OF A STUDENT GROUP FROM ALL AROUND THE WORLD

A PROGRAM MADE WITH THE NEEDS OF THE MEDIA PROFESSIONS IN MIND

WWW.MUNDUSJOURNALISM.COM



wie Katalonien, Galizien und Valencia nachziehen und das Land zerfallen.

Doch auch weitere ETA-Forderungen wurden aus baskischer Sicht nicht berücksichtigt: »Anstatt die gefangenen Etxarras in baskische Haftanstalten zu bringen, wurden sie in Gefängnisse fernab ihrer Heimatregion verlegt«, klagt ein Mitglied der inzwischen verbotenen Gruppe Gestoras por la Amnesia. Begleitet wurde dieses Vorgehen von verschärften Ermittlungen und Aktionen gegen die ETA in ihrem Rückzugsraum Frankreich.



Die ETA reagierte mit einem Bombenanschlag auf ein Parkhaus des Madrider Flughafens am 31. Dezember 2006, bei dem zwei Menschen starben, und setzte den Friedensverhandlungen damit ein jähes Ende. Auch in letzter Zeit hat sie erneut bewiesen, dass sie wieder zu tödlichen Anschlägen bereit ist. Anfang Dezember wurden zwei Angehörige der Guardia Civil mit Genickschüssen getötet, die ETA-Mitgliedern in Südfrankreich auf der Spur waren – der Beginn einer neuen Anschlagsserie.

All dies rechtfertigt aber nach Ansicht vieler Beobachter nicht die Ausmaße des Antiterrorereinsatzes, der – so die Demonstranten in Bilbao – vor allem die baskische Bevölkerung treffe. Tatsächlich ist das Überleben des Terrorismus

nicht vorstellbar, gäbe es nicht die zuverlässige Unterstützung einer gut organisierten Subkultur. Es bedarf vieler Menschen, die Terroristen decken und ihre Aktionen finanzieren, sei es aus Angst oder aus Solidarität. Sicher ist: Im Laufe der Jahre hat die ETA ein dichtes Netz von freiwilligen oder halbfreiwilligen Kollaborateuren sowie ein System von Erpressung und Bedrohung aufgebaut, das schwer zu durchbrechen ist. Doch der Generalverdacht der Regierung geht den Demonstranten zu weit. »Nicht alles ist ETA!«, lautet darum eine Parole.

Für viele Basken ist Spanien noch immer eine Besatzungsmacht

Es sei allerdings, sagt Ibon Meñika Orue-Etxebarria, »eine Realität, dass sich Einzelne für den bewaffneten Kampf entscheiden.« Orue-Etxebarria wurde mit 42 anderen jungen Basken, deren Jugendorganisationen inzwischen verboten sind, am 8. Februar 2005 vor dem Nationalen Gerichtshof angeklagt. Zehn Jahre Haft sollte er wegen der Mitgliedschaft in einer angeblich terroristischen Vereinigung bekommen, wurde dann aber freigesprochen. »Wer bereit ist, im Kampf um die gute Sache sein Leben zu opfern, bekommt dafür im Baskenland noch immer viel Anerkennung«, erklärt er. Denn dass sie noch immer unterdrückt werden, daran herrscht für die meisten Basken kaum ein Zweifel. Für viele ist der spanische Staat eine Besatzungsmacht, die spanischen Regierungsmitglieder noch immer Vasallen einer Diktatur, die bis heute das Selbstbestimmungsrecht der Basken boykottiert. »Wir Basken glauben weder an die Gerechtigkeit der



»Das Volk steht hinter euch«: Pro-ETA-Graffiti im Baskenland.

spanischen Justiz noch an die Transformation des Franquismus in eine Demokratie«, so Etxebarria Elexpuru. »Es gab nicht einen einzigen Prozess gegen Kriegsverbrecher des Bürgerkriegs und die Verantwortlichen für die Toten der Franco-Diktatur.« Spanien ließ die Franco-Zeit bis heute unangetastet; seit vielen Jahren bleiben Forderungen nach einem Tribunal ungehört.

Die Menschen haben jedoch nicht nur die Folterkeller der Franco-Ära im Sinn. Mitte der achtziger Jahre brachten die vom Madrider Innenministerium geführten »Antiterroristischen Befreiungsgruppen« 28 echte und vermeintliche Etxarras um. Der damalige Ministerpräsident Felipe González ist bisher nicht vom Verdacht befreit, für diese Aktionen verantwortlich zu sein. Seine Ernennung zum Chef der EU-Zukunftsgruppe, dem sogenannten »Weisenrat«, im Dezember wurde darum im Baskenland mit Entrüstung aufgenommen.

Doch während der »Schmutzige Krieg« nicht mehr existiert, bekommt der Mythos vom Folterstaat Spanien immer wieder neue Nahrung.

Erst im Januar haben zwei Fälle angeblich gefolterter ETA-Häftlinge viele Basken wieder einmal mit gereckten Fäusten durch die Straßen ziehen lassen. »Man sieht doch, wer die eigentlichen Gewalttäter sind: Der spanische Staat mordet und foltert auf unserem Territorium«, macht sich ein Student empört Luft, während er an der Universität Plakate für eine neue Demonstration klebt.

Vieles deutet darauf hin, dass es bis zu den Wahlen im März im Baskenland so weiter geht wie bislang: Repression durch Justiz und Polizei einerseits, Anschläge und Morde andererseits. Beide Seiten schütten immer neues Öl ins Feuer; der Terrorismus bleibt weiterhin das Krebsgeschwür der baskischen Gesellschaft. —



ALS WÄRE NICHTS GESCHEHEN

*Grand Hyatt Hotel, Amman, Jordanien
Januar 2007*

FOTOS UND KONZEPT CLAUDIUS SCHULZE



Three explosions hit hotels in Jordan's capital Wednesday night, killing at least 37 people and wounding more than 300 others in a coordinated terrorist attack.

CNN, 10.11.2005



»My husband detonated his bomb, and I tried to detonate mine – but failed. People fled running, and I left running with them.«

Saijida Mubarak Atrous al-Rishawi,
CNN, 14.11.2005



An AP reporter saw seven bodies carried out and many wounded on stretchers. »It was a miracle we made it out with just a scratch«, said a British guest at the Grand Hyatt.

The Jerusalem Post, 9.11.2005

Forschung voranbringen. Netzwerke unterstützen. Engagement fördern.

PRO JOURNAL.

Als Verein der Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft (IJK) der Universität Hamburg unterstützt **Pro Journal** innovative Forschung, Lehre und Projekte. Seit 1992 ist **Pro Journal** am IJK aktiv; der Verein finanziert sich ausschließlich über Mitgliedsbeiträge und Spenden und engagiert sich für den Mediennachwuchs in Hamburg. Unsere Arbeitsschwerpunkte sind:

- KONTAKTE:** Wir sind die Netzwerkplattform für die Alumni und Studierenden des IJK mit renommierten Journalisten und Wissenschaftlern.
- FÖRDERUNG:** Wir fördern gezielt herausragende Forschungsarbeiten und Publikationen.
- PROJEKTE:** Wir unterstützen journalistische und wissenschaftliche Projekte im Spannungsfeld von Medienpraxis und Kommunikationsforschung.

WIR UNTERSTÜTZEN NETZWERKE.

Eine zentrale Idee von **Pro Journal** besteht in der Vernetzung und dem gemeinsamen Engagement heutiger und ehemaliger Studierender für ihr Institut. Darüber hinaus ermöglichen wir die Einladung hochkarätiger Gäste aus Medienpraxis und Wissenschaft ans IJK.

- ALUMNI:** Die Pflege der Beziehungen zu und zwischen Alumni ist eines unserer Hauptanliegen. Wir halten den Kontakt zu IJK-Absolventen. Viele Ehemalige bleiben dem Institut weiter verbunden und schaffen so ein Netzwerk, von dem nicht nur sie selbst, sondern auch die Studierenden jüngerer Generationen immer wieder profitieren.
- JOURNALISTEN:** **Pro Journal** fördert mit seinen finanziellen Mitteln die Einladung bekannter Journalisten an das IJK – für Vorträge über tagesaktuelle Problemstellungen wie etwa Recherchepraktiken oder Pressefreiheit. Gast war unter anderem die Ikone des investigativen und streitbaren Journalismus, der US-amerikanische Reporter Seymour Hersh.
- WISSENSCHAFT:** Die Vernetzung des IJK mit international führenden Forschungseinrichtungen ist uns im Zeitalter globaler Öffentlichkeiten ein wichtiges Anliegen. Durch Mitgliedsbeiträge und Spenden sowie das Engagement unserer Mitglieder wird diese Verwirklichung umgesetzt und das Netz aus Wissenschaftlern kontinuierlich ausgebaut.

Fördern Sie unverzüglich weitere Informationen per Mail an: corinna.schmeier@uni-hamburg.de

projournal e.V.

Verein der Freunde und Förderer des Instituts für
Journalistik und Kommunikationswissenschaft
der Universität Hamburg.

PRO JOURNAL e.V.
Hornstraße 10 | Institut für Journalistik und
Kommunikationswissenschaft
Alster-Platz 1 | 20146 Hamburg
www.uni-hamburg.de/projournal



»Hier lebt man nicht.
Man überlebt.«

Die Favela Jardim Ângela in São Paulo ist laut UNO das gewalttätigste Viertel der Welt. Der junge Brasilianer Airan musste dort schmerzhaft erleben, welche Folgen unkontrollierte Gewalt haben kann. Heute nutzt er seine Erfahrung, um schwer erziehbare Jugendliche in Norddeutschland zu betreuen.

TEXT DENNIS PAUSCHINGER & CHRISTINA STOLTE

IN DER FUSSBALLKNEIPE mitten in São Paulo ist noch die Hölle los, als wir sie an diesem Sonntagabend verlassen. Wir sind zu dritt: Mein älterer Bruder Aldair, seine Frau und ich haben uns das WM-Finale Brasilien gegen Italien angesehen und wollen jetzt nach Hause. Plötzlich ist ein Typ hinter uns. Er pöbelt meinen Bruder an, zieht eine Waffe. »Rennt!«, schreit Aldair. So schnell ich kann, laufe ich los. Mein Herz rast. Es knallt. Ich drehe mich um. Aldair liegt auf der Straße; alles ist voller Blut.«

Der Tag, an dem Brasilien die Fußballweltmeisterschaft gewinnt und im Freudentaumel versinkt, jener 17. Juli 1994, ist für den damals 14-jährigen Airan der Tag der schlimmsten Trauer: Sein Bruder wird umgebracht. Der Täter ist ein junger Polizist aus dem Viertel, der während des Fußballspiels Aldairs Frau belästigt hat. Airans Bruder stellt ihn deshalb aufgebracht zur Rede – Anlass genug für den Polizisten, Aldair nach dem Spiel zu erschießen.



Airan: Aus São Paulo nach Bliesdorf, um aggressiven Jugendlichen zu helfen.

Favela in São Paulo: Wer hier lebt, gilt automatisch als ungebildet und kriminell.

Jetzt, mehr als 13 Jahre später, sitzt Airan in einem Dorf 25 Kilometer südlich von Lübeck. Während er vom Tod seines Bruders erzählt, zwitschern draußen die Vögel. Man mag kaum glauben, was Airan erlebt hat. Doch gerade die Erfahrungen in seiner Heimatstadt São Paulo haben ihn hierher nach Norddeutschland, in die 700-Einwohner-Gemeinde Bliesdorf geführt.

São Paulo, die größte Metropole des südamerikanischen Subkontinents, ist Wohnsitz von geschätzten 20 Millionen Einwohnern. Mit über 5000 Millionären und dem Weltrekord an privaten Hubschrauberlandeplätzen symbolisiert São Paulo den Reichtum Brasiliens. Doch gleichzeitig wird an kaum einem anderen Ort im Land so deutlich, dass Wohlstand und gesellschaftliche Teilhabe nur wenigen Menschen vorbehalten sind. In der Hoffnung, Anteil an diesem Reichtum zu erlangen oder doch zumindest ein erträglicheres Auskommen zu erzielen,

zogen in den vergangenen Jahren jeden Tag weitere Familien aus den ärmeren Landesteilen Brasiliens in die Metropolregion. So auch Airans Familie, die aus dem Nordosten des Landes nach São Paulo kam, als er noch ein kleines Kind war.

Müllsammler und Militärpolizei: In diesem Viertel ist Airan groß geworden.

Doch wie so viele andere Zugewanderte fand Airans Familie keinen Platz im glitzernden, reichen São Paulo. Deshalb siedelte sie sich in den Randbezirken der Wirtschaftsmetropole an, der sogenannten »Periferia«.

»Periferie ist gleich Favela«, erklärt er. Favela ist die offizielle Bezeichnung für Wohnsiedlungen, die auf Grund und Boden errichtet werden, der den Bewohnern nicht gehört. »Dort wohnen die Menschen, die vom brasilianischen System ausgeschlossen werden«, meint Airan.

Großfamilien leben in kleinen Holz- oder Steinhütten, die dicht an dicht stehen, auf engstem Raum zusammen. Privatsphäre – für die meisten ein Fremdwort. Strom und Wasser werden illegal abgezapft. Keine Ärzte, keine Stadtreinigung, keine Versicherung. Die Präsenz des Staates manifestiert sich nur hin und wieder in gewalttätigen Polizeieinsätzen. Kein Vogelgezwitscher, kein Surren von Rasenmähern, wie es gerade bei Airans Nachbarn in Bliesdorf zu hören ist. Dafür Motorräder und ab und zu der peitschende Knall einer Schusswaffe. Die Straßen überspannt ein Gewirr aus Stromkabeln. Die Garagen: tagsüber Bars, abends Kirchen, nur nachts Abstellplätze. Die Imbissbude an der Ecke als täglicher Treffpunkt. Mobile Straßenverkäufer, Müllsammler, Militärpolizei. Das ist das Viertel Jardim São Luís, in dem Airan und sein Bruder groß geworden sind. »Die Leute glauben, dass in einer Favela nur die Armen wohnen, die weder

Kultur noch Bildung haben. Und Kriminelle, die Drogen dealen und nehmen«, erklärt Airan. Mit diesen Vorurteilen haben die Bewohner täglich zu kämpfen. Arbeitsplätze sind rar in Brasilien. Wer sich um einen Job bewirbt und nicht verschweigt, aus welchem Viertel er kommt, hat keine Chance, eine der wenigen Stellen zu ergattern.

Menschen werden wegen Nichtigkeiten umgebracht.

Die südliche Peripherie um die Bezirke M'Boi Mirim und Campo Limpo zählt knapp 1,2 Millionen Einwohner; fast die Hälfte ist noch nicht volljährig. »In São Paulo«, sagt Airan, »lebt man nicht. Man überlebt.« Es sind die ständige Diskriminierung und die Perspektivlosigkeit, die die Jugendlichen zornig machen. Ihre Wut auf das System entlädt sich in Überfällen auf Geschäfte und Banken, die das andere Brasilien symbolisieren. Symbole, die verheißen, jeder könne an



Jugendeinrichtung in Bliesdorf: »Es geht auch anders.«

dem Reichtum der Gesellschaft teilhaben. Doch allzu oft richten sich die Gewaltausbrüche auch gegen andere Bewohner der Peripherie. Menschen werden wegen Nichtigkeiten umgebracht – so wie Airans Bruder.

»Ich habe versucht, an eine Waffe zu kommen, um ihn zu erschießen.«

Im Jahr 2000 wurde das Viertel Jardim Ângela von der UNO zum gewalttätigsten der Welt ernannt. Noch ein Jahr später kamen 277 Morde auf 100.000

Einwohner. Airan weiß, was diese Zahlen bedeuten: »Nach jedem Wochenende hatten wir mehrere Tote in den Straßen liegen.« Ein Blick auf die Grabsteine des regionalen Friedhofs São Luís zeigt schnell: Hier sind hauptsächlich Jugendliche zwischen 15 und 25 Jahren begraben, die durch Schusswaffen ums Leben kamen.

Auch Airan dachte zunächst daran, den Tod seines Bruders zu rächen: »Ich habe versucht, an eine Waffe zu kommen, um den Typen zu erschießen.« Doch seine Familie hielt ihn

davon ab. Er blieb allein mit seiner Trauer, war wochenlang für niemanden ansprechbar. Sein kompletter Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben brachte ihn schließlich dazu, die Zustände in seinem Viertel zu überdenken. »Ich fing an, Malunterricht zu geben, um den Kindern zu zeigen, dass es auch anders geht«, erzählt er. »Sie sollten lernen, dass man nicht nur diejenigen respektieren kann, die mit Waffen hantieren und Drogen verkaufen, sondern auch den, der sich auf ehrliche Art und Weise anstrengt. Dafür habe ich sehr viel Respekt bekommen.«

»Viele denken, es sei cool, ein Gangsta Rapper zu sein – diese Illusion kann ich ihnen nehmen.«

Unterstützt hat ihn dabei vor allem der Verein »Associação Comunitária Monte Azul«, der seit 1979 in Airans Viertel Freizeitangebote für die Bewohner anbietet. In Kindergärten, Vorschulen, Jugendworkshops, Kulturzentren und Krankenstationen werden über 1200 Kinder und Jugendliche betreut. Die Gründerin des Vereins, Ute Craemer, will die Jugendlichen dabei unterstützen, ihren Ärger nicht in sinnloser Gewalt abzureagieren, sondern ihn zu

nutzen, um tatsächlich etwas zu bewegen. »Die Jugendlichen dürfen nicht resignieren«, meint sie. Denn das hieße, dass sie die Zustände in den Favelas akzeptieren würden. Stattdessen soll die Empörung den Jugendlichen als Triebfeder dienen, ihre Rechte gegenüber der brasilianischen Gesellschaft einzufordern und sich für Veränderungen stark zu machen.

Airan hat diese Möglichkeit genutzt. Dank seines Engagements für die Kinder und Jugendlichen in Monte Azul wurde er 2007 vom Verein »Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners« ausgewählt, um für ein Jahr in Deutschland schwer erziehbare und gewalttätige Jugendliche zu betreuen. So kam er nach Bliesdorf in die schleswig-holsteinische Provinz. »Viele der jungen Leute hier denken, dass es cool ist, ein Gangsta Rapper wie aus dem Fernsehen zu sein. Aber diese Illusion kann ich ihnen nehmen.«

Doch auch Airan plagen mittlerweile hiesige Alltagsorgen. Was ihn in Bliesdorf sauer macht, ist die schlechte Busverbindung in die nächstgelegene Stadt. Kleinigkeiten eigentlich. Aber er weiß: Sich über Mängel aufzuregen, kann auch der erste Schritt zur Veränderung sein. —

Den Berufseinstieg vorbereiten und gestalten



Wir unterstützen Sie - Studierende & AbsolventInnen der Universität Hamburg (bis 2 Jahre nach Abschluss)

**mit Workshops & Seminaren
Beratungen & Veranstaltungen**

Career Center Universität Hamburg Schlüterstr. 18 20146 HH
fon 040 42838 6761 e-mail careercenter@uni-hamburg.de
web www.uni-hamburg.de/careercenter



Rote Karte

EINE INSTALLATION VON REBECCA BLÖCHER,
FOTOGRAFIERT VON MAREN BECKER & ARNE MAGOLD







ROTE KARTE

Es ist ein Spiel voller Emotionen: Mit schöner Regelmäßigkeit rasten Fußballspieler wie -trainer völlig aus. Wir haben die schönsten Wutausbrüche neu interpretiert.

- ① **10. März 1996, Bayern-Trainer Giovanni Trapattoni (nach drei Niederlagen und einem Unentschieden)** »Eine Trainer ist eine Idiot! (...) Struunz! Strunz ist zwei Jahre hier, hat gespielt zehn Spiele, ist immer verletzt! Was erlauben Strunz?!?«
- ② **3. April 1999, Borussia Dortmund - FC Bayern (2:2)** Erst beißt Oliver Kahn den gegnerischen Doppeltorschützen Heiko Herrlich in den Hals, anschließend verteidigt er seinen Strafraum mit Tritten. BVB-Stürmer Stéphane Chapuisat kann nur knapp ausweichen.
- ③ **6. September 2003, »Sportschau« nach dem EM-Qualifikationsspiel Deutschland - Island (0:0)** Rudi Völler zu Moderator Waldemar Hartmann: »Ich kann diesen Scheißdreck nicht mehr hören! Ich sitz' seit drei Jahren hier und muss mir diesen Schwachsinn anhören (...) Du sitzt hier locker, bequem in deinem Stuhl und hast schon drei Weizenbier getrunken!«
- ④ **9. Juli 2006, WM-Finale Frankreich - Italien (3:5 n.E.)** Marco Materazzi zieht Zinedine Zidane am Trikot. Zidane: »Wenn du mein Trikot wirklich willst, kannst du es nach dem Spiel haben.« – Materazzi: »Ich nehme lieber deine Nutte von Schwester.« Kopfstoß Zidane.

1

2

3

4

SZ-Foto, Witters, Ullstein Bild (2)



SCHWERPUNKT

Protestkultur

| | |
|--------------------------------|----|
| FAMILIENTREFFEN AM MEER | 66 |
| DER ORT DER ENTSCHEIDUNG | 75 |
| DAS FENSTER ZUM HOF | 76 |
| AUFSTAND AUF DEM ACKER | 83 |
| KEIN PLATZ FÜR NIEMAND | 89 |
| PROTEST À LA CARTE | 96 |

Foto: Arne Magold

Familientreffen am Meer



Der G8-Gipfel im Juni 2007 in Heiligendamm war das Großereignis schlechthin. Ein doppeltes Familientreffen: Auf der einen Seite feierte der Club westlicher Polit-Potentaten, auf der anderen ein loses Sammelbecken des Protests, von manchen auch Bewegung genannt. Ein Sommertheater in drei Akten.

TEXT DOMINIK BETZ & JONAS KRISTEN / FOTOS DOMINIK BETZ & ARNE MAGOLD

I

AUF GALOPP IN ROSTOCK

Samstag, 2. Juni, Yachthafen Rostock,
Platz der Abschlusskundgebung

IN DER NÄCHSTEN WOCHE geht es los mit dem Gipfel – heute beginnt das Aufwärmprogramm. Rostock liegt 15 Kilometer von Heiligendamm entfernt; es geht darum, ein Zeichen zu setzen. Hier am Yachthafen soll die Abschlusskundgebung stattfinden. Der Platz ist

groß: fast einen Kilometer entlang der Kaimauer. Die Demonstranten stehen in losen Grüppchen herum, hier vorne, nicht weit von der Bühne entfernt, ist noch viel Platz. Der Demonstrationszug ist weiter hinten ins Stocken geraten – es wird noch dauern, bis der Platz sich füllt. Noch gleicht die Demonstration einem Volksfest der besonderen Art – es ist ein buntes Nebeneinander von Nationen, Farben und Formen des Protests. Es sind doch viele gekommen,

einige Zehntausende. Die »Interventionistische Linke« ist Anlaufstelle für zwei Dutzend Anhänger des »Schwarzen Blocks«. Ein Kleinlaster, der eifrig Seifenblasen ausspuckt, fährt voraus, die Aktivisten trotten hinterher. Eine Samba-Truppe erreicht den Platz und sorgt für sonniges Getrommel, dem sich einige Tänzer anschließen. Im Gefolge eine Gruppe, die riesige Pappmachéfiguren – fünf Meter hoch – vor sich herträgt. Von einem Wagen klingt »Bella Ciao«, das Lied des antifaschistischen Widerstands in Italien während des Zweiten Weltkriegs. Bis hierhin ist alles friedlich, nur einige Punks versuchen die Stimmung anzuheizen.

**Die Stimmung ändert sich:
Kein Samba mehr, keine Clowns,
nix von Pappe**

Ganz plötzlich ändert sich die entspannte Grundstimmung. Etwa 300 Meter entfernt auf der Neuen Werderstraße, die sich einen kleinen Hügel zur Innenstadt hinaufschlängelt, marschiert eine Hundertschaft Polizisten auf und bleibt stehen. Es entwickelt sich eine Art Sog. Einzelne Gestalten huschen im Laufschrift zwischen den Herumstehenden hindurch. Zuerst sind es fünf, dann immer mehr, von allen Seiten: Das ist kein Zufall – alle Schwarzvermummten strömen zur Polizei, da scheint eine Anziehungskraft zu herrschen, die an Magnetismus erinnert.

Das Ganze geschieht im Vergleich zu den per Megafon gesteuerten Aktivitäten geradezu lautlos, nach einem ungeschriebenen Gesetz. Und schon ist eine Horde von etwa 200 in schwarze Kapuzenpullis Gekleideten versam-

melt. Da vorne, gegenüber der Hundertschaft, herrscht nun ein eindeutiger Dresscode – kein Samba mehr, keine Clowns, nix von Pappe.

Eine grüne Leuchtrakete steigt auf, folgt einer ballistischen Flugbahn Richtung Polizei – es dehnt sich die Zeit, als das grün schimmernde Geschoss den Scheitelpunkt seiner Flugbahn durchquert, und im Sinkflug wird klar, es wird dort landen – mittendrin in dieser Hundertschaft. Und plötzlich ist alles anders. Plötzlich fliegen Flaschen und Steine – Dutzende – aus diesem wabernden Mob, immer sind ein paar Geschosse in der Luft. Wer das einsetzende Chaos mitbekommen hat, starrt dort rüber, aber noch ist es ruhig hier, nahe der Bühne. Da setzt sich die Kohorte der Polizei in Bewegung, ein grüner Block im Gleichschritt, die Schlagstöcke sind gezückt – sie werden schneller, kommen den Vermummten näher und der schwarze Block ist auf einmal gar kein Block mehr, sondern ein wirrer Schwarm; alles driftet auseinander wie ein Schwarm Heringe auf der Flucht.

Doch die Kohorte ist schwer in Fahrt, die ersten Vermummten sprinten links und rechts zwischen den friedlichen Demonstranten an der Bühne vorbei. Die Luft knistert – alle sind auf den Zehenspitzen und plötzlich entsteht eine Welle aus Menschen, schwarzgekleideten und bunten – alles wirbelt in Richtung Kaimauer. Eine Mann stolpert und schlägt der Länge nach auf das Pflaster – dann ertönt eine Stimme: »Ruhig, ruhig!« Die Vordersten stoppen, blicken zurück: Die Welle gibt es bereits nicht mehr; der Gestürzte ist wieder auf den Beinen.

INHALTE INSIDE:

➔ www.asta-uhh.de



➔ **Beratungsangebote**

➔ **Infos zur Hochschulpolitik**

➔ **AStA-Team**

➔ **Jobbörse**

➔ **Wohnbörse**

➔ **Kleinanzeigen**

➔ **Misstandsforum des AStA unter
www.campus-hamburg.de**



II

CAMPEN FÜR EINE BESSERE WELT

Mittwoch, 6. Juni, Camp Reddelich,
nahe Heiligendamm

CAMP REDDELICH – ein Zeltlager im Blaugrau der Dämmerung. Der Gipfel hat begonnen. Telefonisch hatte man uns angewiesen, pünktlich um sechs Uhr anzutreten. Wer blockieren wolle, müsse früh aufstehen. Ob die Revolution heute noch stattfindet, ist



Am 2. Juni 2007 brannten in **ROSTOCK** mehrere Autos. Am Rande des Demonstrationsplatzes am Yachthafen wurden Mülltonnen in Brand gesetzt, einige Geschäfte vollständig verwüstet – die Scheiben zerkümmert und Wände von Ruß geschwärzt. Nach offiziellen Angaben wurden 433 Polizisten sowie Hunderte Demonstranten verletzt. Die häufigsten Verletzungen waren Knochenbrüche, Prellungen und Schnitte. Hauptkommissar Bernhard Tegge (46) aus Bremen beschreibt die Ausschreitungen als die schlimmsten seiner 20-jährigen Laufbahn. Henning Obens (28), Politik-Student an der Uni Hamburg, war Mitorganisator einer der Straßenblockaden in Heiligendamm. Als im Kollektiv der Blockade ein Zivilpolizist enttarnt wurde, beruhigte er die aufgebrachte Menge. Obens spricht von einer Dramatisierung der Verletzungen in Rostock. Es seien lediglich zwei Polizisten stationär behandelt worden: »Die meisten sind durch ihr eigenes Tränengas verletzt worden.«

jedoch schwer zu sagen – die meisten Demonstranten pennen noch. Zwei Aufgeweckte am Info-Stand wollen helfen und verweisen auf einen menschenleeren Presse-Gartenpavillon. Journalisten sollen sich hier anmelden, aber weil niemand da ist, sehen wir uns auf eigene Faust um. Zuerst fällt ein schrottreifer Bus auf, der sich als Medienzentrum entpuppt – von hier verbreitet Indymedia per Funk und Internet Neues vom Tage. Ein Zirkuszelt dient als zentraler Versammlungsort. Man kennt die Situation von Open-Air-Konzerten: Der Untergrund ist zur Schlammgrube geworden. Ein Unerschrockener, der die Nacht im Schlamm verbracht hat, pinkelt von innen gegen die Zeltwand.

Es gibt eine Art Wachturm, zusammengezimmert aus Holz, der am höchsten Punkt des Lagers steht. Wir kommen nur bis zur mittleren Plattform und werden kurz darauf verschleucht – der Zaun ist nur für das Sicherheitsteam gedacht. Ein etwas verwirrtes Mädchen spricht uns auf die Sicherheitslage an, es gäbe Personalmangel, die Posten an den Eingängen des Camps müssten dringend abgelöst werden und gestern Nacht habe es großen Alarm gegeben. Was genau denn passiert sei, oder warum der Alarm ausgelöst wurde, ist der jungen Dame nicht zu entlocken. Angeblich wollte die Polizei das Lager stürmen, aber passiert ist das offensichtlich nicht. Am schwarzen Brett hängt »Bild«-Zeitungs-Propaganda (»BILD erklärt den schwarzen Block«) zur Kenntnisnahme neben abenteuerlichen Ereignisberichten von Festnahmen, Durchsuchungen und Taktikgeplänkel.



Entspannte Stimmung: Demonstranten und Polizisten am Gleis.

Kurz nach acht Uhr erwacht das Camp, mit verschrubbelten Gesichtern reißen sich die Camper in die Schlange bei der Essensausgabe ein. Es gibt Kaffee, Nutella und Aufschnitt. Kurz darauf folgt eine Strategiebesprechung im Zirkuszelt – die Organisation der Blockade wird besprochen. Erklärt wird die »Finger-Taktik«: Die Teilnehmer sollen sich zu Gruppen zusammenfinden, die nach den Fingern einer Hand benannt sind. Jeder Gruppe wird zudem eine Farbe

und eine Nummer zugeordnet. Die Idee ist es, sich im Falle einer Straßenblockade der Polizei möglichst weit im Gelände zu verteilen und Lücken zu nutzen. Es wird auch davon gesprochen, dass die Ersten sich getrost verhaften lassen und alle einfach nachströmen sollen – quasi bis den Polizisten die Handschellen ausgehen.

Außerdem wird eingeteilt, welche der Gruppen stehen oder sitzen, wenn man auf der zu blockierenden Straße angekommen ist. Gespannte Erwartung allerorten, dann setzt sich der Zug endlich in Bewegung: Rastafaris, Tank-Top-Mädchen und Clowns. Wir beschließen, uns auf keinen Finger zu beschränken und assoziieren uns erst mal mit den Schwulen und Lesben des »Queer Barrios«, einer Protestgruppe ganz in rosa (»We're queer and straight together – we block G8 together!«). Das bunte Grüppchen marschiert einer Schulgruppe ähnlich durch den kleinen Ort. Die Mecklenburger sind



freundlich und winken dem Protestzug zu. Nach einer Kurve ist Schluss mit lustig: Die Polizei war clever genug, die Straße zum Zaun abzuriegeln. Kurze Verwirrung, einige scheinen sogar überrascht.

Dann: Zeit für die Finger-Taktik. Zwar ist unklar, ob jemand die etwas komplizierte Finger-Zuordnung kapiert, doch alle weichen wie auf Kommando ins Unterholz aus. Der fröhliche Zug führt über Stock und Stein und zertrampelt

nebenbei Ackerfrucht – angeblich im Wert von 25.000 Euro. Irrläufer suchen verzweifelt ihre »Finger«, stets warbert das Gerücht, Polizeitrupps seien der Gruppe auf den Fersen. Also leise sein. Oder doch Protestlieder singen. Ein Graben erweist sich als tückische Stolperfalle, viele straucheln und landen im Wasserlauf. Die springende Herde bietet einem indischen TV-Reporter den idealen Hintergrund für seinen Aufsager. Er steckt in einem edlen blauen Anzug und wirkt auf dem mecklenburgischen Acker ungefähr so deplatziert wie ein Lederhosenträger im Kaschmir-Tal.

Als wir endlich am Zaun ankommen, lässt sich die Gruppe plangemäß auf der ohnehin gesperrten Schnellstraße nieder. Ab diesem Zeitpunkt ist irgendwie die Luft raus.

Das Ziel ist erreicht, man ist zum Zaun vorgedrungen. Widerstand der Staatsgewalt gab es kaum. Und weiter geht es auch nicht – Hundertschaften der Po-



Das Tagungshotel: Treffpunkt der Mächtigen



»Block G8«-Aktivist Henning Obens.

lizei und ein deutscher Qualitätszaun erlauben keinen Gedanken an ein Eindringen in den geschützten Bereich. Was nun? Über Mikrofon streuen die Organisatoren, unter ihnen der Hamburger Politikstudent Henning Obens (28), die Neuigkeiten unters Volk: »Alle Zufahrten zum abgesperrten Bereich sind dicht!«

Großes Hallo unter den Demonstranten, das hebt die Stimmung. Alle ignorieren hartnäckig eine Frage, die sich geradezu aufdrängt: Was nützt eine Blockade von Zufahrten in einem Bereich, der aus der Luft versorgt wird? Manche haben Schlafsäcke und Isomatten im Gepäck und



Die Gewerkschaft der Polizei (GdP) beklagte in ihrem Abschlussbericht zu den Ereignissen in **HEILIGENDAMM** die schlechte Vorbereitung der Beamten. So wird ein Funkwechsel zwischen in Not geratenen Beamten und der Einsatzleitung zitiert. Den Beamten, die sich offenbar von Autonomen bedrängt sahen, wurde geraten: »Schlagen Sie sich zum Wasser durch! Dort steht ein Seenotkreuzer bereit.« Verhältnisse wie in Vietnam?

Andere Beamten geben an, die Clowns hätten mit Hilfe ihrer Wasserpistolen Säure-Attentate auf Polizisten verübt. Auch wenn entsprechende Berichte nie bestätigt wurden und die betroffenen Beamten von Ärzten ergebnislos untersucht wurden, schaffte es das Gerücht in den offiziellen Abschlussbericht der Polizeigewerkschaft.

richten sich allmählich für die Nacht ein. Am Ende des Gipfels sind alle recht zufrieden: Die Polizei freut sich über ruhige Tage am Zaun, ganz anders als in Rostock. Und die Demonstranten freuen sich über Öffentlichkeit – und über die Tatsache, dass sie der Polizei ein Schnippchen geschlagen haben. Obens sagt: »Wer nicht dabei war, hat echt was verpasst!« So schön kann protestieren sein.

III KURGÄSTE UND LEERSTAND *Heiligendamm, im Oktober*

Als wir uns Monate später zum Strand von Heiligendamm aufmachen, begrüßt uns die ostseetypische steife Brise. Wir sind auf Spurensuche; wir wollen sehen, was vom Protest übrig blieb. Der Sommer 2007 dauerte gefühlte zwei Tage, und das waren ausgerechnet die Tage der Blockade. Jetzt ist der Sommer definitiv vorbei.

Die zertrampelten Felder sind längst abgemäht, auf der Schnellstraße nach Heiligendamm schießen Autos vorbei. Der Zaun ist verschwunden; nicht zum ersten Mal haben sich deutsche Behörden effizient beim Errichten und Abbauen von trennendem Bollwerk gezeigt.

Erste Station der Spurensuche ist das Redaktionsbüro des Anzeigenblattes »Der Reporter« in unmittelbarer Nähe von Heiligendamm. Die Redaktionsräume befinden sich im Wohnhaus der Herausgeber; die Familie erteilt uns freundlich Auskunft. Wie sie die Tage des Gipfels in Erinnerung haben: „Schön. Und viel zu kurz. So ein Ereignis kriegen wir hier wahrscheinlich nie wieder.“



Was vom Gipfel übrig blieb: Spuren von Camp Reddelich wenige Monate später.

Wir finden ein verwittertes »Fuck Bush«-Graffiti und die Feuerstellen, über denen am Abend der Blockade Würstchen gegrillt wurden – direkt im Straßengraben einer Schnellstraße, auf der die Autos mit Tempo 100 vorbeisausen. Heiligendamm: ein Mysterium. Jeder kennt den Ort aus den Nachrichten, jeder hat das Tagungshotel gesehen. Doch an Heiligendamm fällt vor allem eines auf: Leerstand.

Rings um das Prachthotel liegen zahlreiche Bauten im mondänen Stil. Viele Scheiben sind durch Spanplatten ersetzt, der »Sommersalon« ist verriegelt und auf vielen Häusern stehen amtliche Schilder: »Betreten verboten. Einsturzgefahr!« Das einzige Gebäude, das belebt wirkt, ist das Tagungshotel. Die Gäste vor Ort sind Rentner, Erholungssuchende und Familien. Eine Auskunft, ob die Besucherzahl seit dem Gipfel zugenommen habe, verweigert man uns. Heiligendamm gleicht an diesem Herbsttag einer verwunschenen Insel im Dornröschenschlaf. Letz-

ter Stopp ist das ehemalige Camp Reddelich. Obwohl der Ort klein ist, haben wir Probleme, den Platz zu finden, auf dem im Sommer eine Zeltstadt stand.

Die Menschen haben den G8-Gipfel positiv in Erinnerung.

Das Rathaus hat Weitsicht bewiesen und den Demonstranten die Wiesen gegen eine Kautionszahlung vermietet. So wurde das Camp vertrags- und ordnungsgemäß entsorgt. Wir fragen nach bei einem Paar, das am Wegesrand steht. Als der Name »Camp Reddelich« fällt, leuchten die Augen der jungen Frau, und sie gibt freudig Auskunft. Man sieht: Die Menschen haben das Ereignis positiv in Erinnerung. Aufregend waren die Tage, an denen die Welt auf das kleine Heiligendamm sah. Am Camp angekommen finden wir noch einen Holzstapel vor. Die Überreste von Wachturm, Info-Stand und den Absperrungen. Bereit zum Verfeuern.

Digitale Ideen erleben.

Morgen früh geht es doch weiter.



Apple iPod inkl. Beratung
ab 78,99 Euro

Wir wollen, dass Sie sich in den GRAVIS Stores wohl fühlen. Erleben Sie faszinierende Produkte im passenden Ambiente. Und wenn es mal später wird: Am nächsten Morgen sind unsere Mitarbeiter gerne wieder für Sie da.

Kommen Sie vorbei und probieren Sie es aus!

GRAVIS Store Hamburg City | Ida-Ehre-Platz 1-3 | 20095 Hamburg
GRAVIS Store Hamburg Uni | Grindelallee 25 | 20146 Hamburg

Ganz in Ihrer Nähe und im Internet: www.gravis.de



DER ORT DER ENTSCHEIDUNG

Wichtige Ereignisse sind stets untrennbar mit ihren Schauplätzen verbunden. Wer nach langer Zeit zu ihnen zurückkehrt, fördert Erinnerungen zutage, erweckt Emotionen zum Leben.

Doch ist der Ort nicht mehr derselbe: Die Zeit hat Spuren hinterlassen; emotional und räumlich, in der Erinnerung ebenso wie auf der fühlbaren Oberfläche.

Protestformen und -anlässe sind stetigem Wandel unterworfen. INJEKTION begab sich mit drei Personen auf eine Zeitreise. Wir haben sie vor Ort erzählen lassen und ihre Reaktionen aufgezeichnet. Ein jeder steht stellvertretend für eine Generation: Ein Augenzeuge der Studentenrevolten der späten sechziger Jahre erinnert sich an Gewalt und Totschlag im eigenen Hinterhof, eine Anti-AKW-Demonstrantin berichtet von prügelnden Polizeihundertschaften auf den Äckern von Brokdorf, und ein Bauwagenaktivist lehrt uns, was es heißt, sich den Arm einbetonieren zu lassen.

| | |
|------------------------------|----|
| Das Fenster zum Hof | 76 |
| Aufstand auf dem Acker | 83 |
| Kein Platz für niemand..... | 89 |

Das Fenster zum Hof

Sommer 1967: Ein achtjähriger Junge spielt im Sandkasten. Ohne es zu wissen beobachtet er ein Ereignis, das die junge Republik verändern wird. Am Ende gibt es einen **TOTEN** – und viele offene Fragen.

TEXT DOMINIK BETZ & HANNES SCHEITLER /

FOTOS DOMINIK BETZ

HANS-HERMANN BROMBOSCH steht am Küchenfenster und schaut hinaus. Nichts rührt sich dort draußen, und doch geschieht etwas. Es sind Bilder, die zurück kommen, Erinnerungen an ein Ereignis, das sich vor langer Zeit hier abgespielt hat. Brombosch ist aufgeregt, geht nach nebenan ins ehemalige Kinderzimmer und blickt auch dort durchs Fenster. Sieht nach links, sieht nach rechts: Ein Hinterhof in Berlin-Charlottenburg, Ecke Schiller- und Krumme Straße. Ein Parkplatz. Ein graues Nichts. Durch Betonplatten frisst sich grüner Grasbewuchs. Zurück in der Küche lässt Brombosch den Rollladen ein Stück weit herunter, so dass nur ein schmaler Sehschlitz den Blick nach draußen freigibt. Er geht in die Hocke und schaut. Er erinnert sich, rekonstruiert: Genau hier, rund 150 Meter von der Deutschen Oper entfernt, lag am Abend des 2. Juni 1967 der Student Benno Ohnesorg – von einer Kugel getroffen.

Brombosch gestikuliert, skizziert und erzählt. Mosaiksteinchen der Erinnerung verschmelzen zu Bildfragmen-

ten, zu Zerrbildern der Vergangenheit. In dieser Wohnung hat er seine Kindheit verbracht, seit mehr als 30 Jahren war er nicht mehr hier. Der Flur, sein Kinderzimmer, die Küche, das Schlafzimmer der Eltern und das Wohnzimmer, er weiß nicht, wohin er zuerst schauen soll. »Wie klein das alles ist. Schon verrückt: Ich komme mir vor wie ein Riese.« Hans-Hermann Brombosch ist 49 Jahre alt, grau meliert und dennoch jungenhaft, die Sprache berlinerisch eingefärbt. Ein Stadtangestellter des Bezirks Charlottenburg.

Vor gut 40 Jahren war der Schah von Persien auf Staatsbesuch in Berlin. Nach dem offiziellen Empfang im Rathaus Schöneberg stand Mozarts »Zauberflöte« in der Deutschen Oper auf dem Programm. 2000 Demonstranten, weit zurückgedrängt hinter Polizeiabsperungen, begrüßten den Despoten mit Eiern, Farbbeuteln und Steinen. Über 1000 wütende Studenten, ganz dicht dran am Haus der Bromboschs. Kurz nachdem sich der Vorhang im Inneren der Oper gehoben hatte, stürmten Polizisten auf die Demonstranten zu. Es entstand eine Panik, wilde Jagd- und Verfolgungsszenen folgten.



Das erste Foto nach dem Schuss: Ein Student liegt am Boden.

Zahlreiche Menschen waren in der Nähe, als der tödliche Schuss fiel: Journalisten, Demonstranten und Polizisten. Und doch hat keiner von ihnen den Augenblick des Schusses beobachtet. Drei Zeitzeugen haben sich heute an den Ort begeben, um die Vorfälle zu rekonstruieren. Uwe Dannenbaum, damals Volontär bei der Boulevardzeitung »B.Z.«, hat das letzte Foto aufgenommen, auf dem Ohnesorg noch steht – und das erste, nachdem er niedergestreckt wurde.

Auch Michael Müller ist Journalist. Er war der Mann für Hochschultemen bei der »Berliner Morgenpost«. »Ich war damals überall dabei«, sagt er, »bei den Sit-ins an der Freien Universität, bei den Reden Rudi Dutschkes und bei den Demonstrationen.« Hans-Hermann Brombosch war acht Jahre alt – der Junge am Küchenfens-

ter, der vergessene Zeuge. Mit Begeisterung begibt sich Brombosch nun auf eine Reise in die eigene Vergangenheit.

»Hansi, Hansi!« Von weit her hört der Achtjährige die Stimmen der Eltern. Es ist Juni, warm und die Sommerferien sind so nah. In den Augen des Kindes ist der Hof nicht grau, sondern Ausgangspunkt kindlicher Streifzüge voll von Farbe, Geruch und Atmosphäre. Die kleine Welt des Jungen spielt sich im Umkreis des Hofes ab – da die Narben des Krieges noch nicht verheilt sind, gibt es reichlich Brachflächen. Gleich vor dem Hof befindet sich ein Feld, dahinter ein Abenteuerspielplatz.

Auch am Nachmittag des 2. Juni ist Hansi auf dem Spielplatz. Ein Sommergewitter liegt in der Luft. Eigent-

Ullstein Bild



Zeuge Hans-Hermann Brombosch, im Hintergrund das Fenster zum Hof

lich ist alles wie immer. Außer: der Lärm. Lärm, der unbekannt und doch vertraut klingt. So ähnlich wie spielen-de, tobende Kinder. Doch da ist noch etwas anderes: Lärm von Protest, Gewalt und Aggression. Ein neuer Sound in den Ohren des Jungen, aufregend und doch abschreckend. »Hansi!« Zunächst ist nichts zu sehen, doch dann sieht Hansi junge Männer und Frauen, dann Polizisten. Der Vater packt den Jungen bei der Hand und schickt ihn auf den Hof.

Die Polizisten sind in Zivil unterwegs: »Greifer« auf der Jagd.

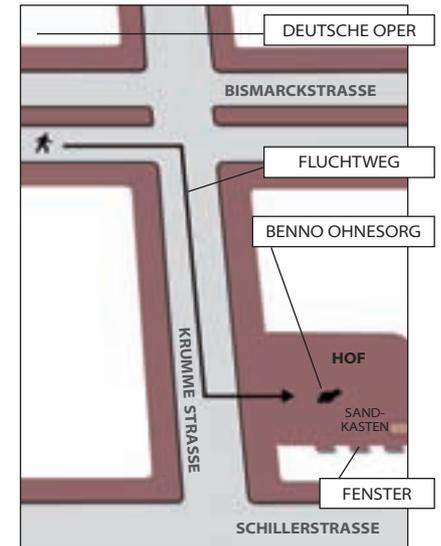
»Mein Buddelkasten war hier in der Ecke«, erinnert sich Brombosch lächelnd. »Da habe ich dann noch ein wenig weitergespielt.« Von hier aus beobachtet Hansi das Geschehen. Die Aufregung der Eltern kann er nicht verstehen. »Mir kam das erst mal nicht bedrohlich vor«, sagt Brombosch heute. »Wie ein Katz-und-Maus-

Spiel: uniformierte Polizei, Zivilpolizei, Demonstranten.« Aus Richtung des Spielplatzes rücken die Menschen Richtung Feld vor – es wird lauter.

Dann holen die Eltern den Jungen in die Wohnung. Sie lassen die Rollläden herunter und mahnen ihren Sohn, sich vom Fenster fernzuhalten. War die Sache bisher Rahmenprogramm zum Sandkastenspiel, so wird sie jetzt erst richtig spannend. Stimmengewirr, Schreie, Poltern durch die verschlossenen Rollläden. Nein, Hansi muss die Läden einen Spalt hochziehen, muss sehen, was da vor sich geht. Und urplötzlich ist der Junge erschrocken: »Das erste, an das ich mich erinnere, ist das Ausmaß der Gewalt. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Eine Treibjagd.« Vor dem Fenster ist die ohnehin angespannte Atmosphäre umgeschlagen. Die Polizisten haben den Teufel aus dem Sack gelassen. Der Hof, durch den die Studenten eigentlich

IM FRÜHSOMMER DES JAHRES 1967

waren der persische Schah Mohammad Reza Pahlavi und seine Frau Farah Diba auf Staatsbesuch in Deutschland. Am 2. Juni kam der Monarch nach Berlin, der Keimzelle der Außerparlamentarischen Opposition (APO). Es kam zu heftigen Demonstrationen. Kritisiert wurde, dass die Bundesregierung einen Despoten hofiert, der sein Land mit eiserner Gewaltherrschaft regiert. Am Rande eines solchen Protestes wurde der Student Benno Ohnesorg erschossen. In der Folge des 2. Juni kam es zu einer Radikalisierung der Protestbewegung, die 1977 im »Deutschen Herbst« gipfeln sollte.



entkommen wollten, ist zur Falle geworden. Für Hansi ist es ein Jeder-gegen-Jeden, ein chaotisches Schlagen, Schreien und Laufen. Viele Polizisten sind in Zivil unterwegs, sogenannte »Greifer« auf der Jagd nach »Rädelsführern«. Selbst in Hansis Sandkasten prügeln sie sich, mit Knüppeln, Regenschirmen, oder was sie sonst zu fassen bekommen. Schwer für den Jungen zu unterscheiden, wer da auf wen einschlägt.

Der Student Benno Ohnesorg war kein Schläger. Das letzte Foto, auf dem er unverletzt zu sehen ist, zeigt einen schüchternen, schlanken jungen Mann mit Schnurrbart. In den Händen hält er ein winziges Transparent, zum Knäuel gestauch. Er ist so unscheinbar, dass er auf den Schwarzweißfotos beinahe von der Szenerie verschluckt wird. Doch Hansi fiel der Schlacks sofort auf; bei seiner späteren Vernehmung wird er sich an ein leuchtend rotes Hemd erinnern.

Michael Müller, damals Springers Hochschulexperte bei der »Berliner Morgenpost«, hat Verständnis für das harte Vorgehen der Polizei. Emotional verbindet er kaum etwas mit dem Ort vor der Deutschen Oper. »Die Burschen haben doch ständig Randalen gemacht. Der einzige Unterschied ist, dass hier einer gestorben ist. Das ist alles!« Es ist kalt, die Bäume sind kahl, genau wie Müllers bemütztes Haupt. In Müller brodeln es. Er spricht von Chaoten, Krawallmachern, Stalinisten, Bolschewiken und »ausgebufften Demonstranten«. Nein, er wolle die Ereignisse im Hof nicht entschuldigen, doch die Reaktion der knüppelnden Polizisten sei vor allem eines gewesen: menschlich. Unnötig überzogen, aber menschlich. Tagelang seien die Polizisten von den Demonstranten vorgeführt worden. »Und als es dann hieß »Knüppel frei!« haben sie ihrem aufgetauten Ärger Luft gemacht. Ist doch klar.« Überhaupt schätzt der Mann die Worte »Ich möchte das



Bismarckstraße: Links standen die Demonstranten, rechts vor der Oper das massive Polizeiaufgebot.

nicht entschuldigen, aber...« So wird dann doch eine ganze Menge relativiert, vom Charlottenburger Polizeieinsatz bis zum fernen Vietnamkrieg. Mit raschen Schritten und wild gestikulierenden Armen schreitet der pensionierte Journalist den Schauplatz ab. »Hier, gegenüber der Oper, standen sie, zu Hunderten, und schmissen mit allem, was sie in die Finger bekommen konnten. Flaschen, Steine. Ein Schlachtfeld war das, hochgefährlich.« Müller redet ununterbrochen, imitiert zwischendurch Rudi Dutschke mit schnaubenden, unverständlichen Lauten.

Als es losging mit der Knüppelei dachte Müller dennoch: »Wahnsinn, warum knüppeln die jetzt? Das muss doch nicht sein.« Vor seinem geistigen Auge laufen die Bilder der Vergangenheit ab: »Es war einfach aufregend hier!« Was an Müller auffällt, ist zum einen die völlige Verachtung der Protestbewegung. Aber immerhin waren die Stu-

denten einige heiße Schlagzeilen wert. Auch der Fotograf und Reporter Uwe Dannenbaum war an jenem Abend auf dem Hof: »Es war eine unglaubliche Eruption an Gewalt.« Er fotografiert in alle Richtungen; knipst, so schnell der Blitz nachladen kann. »Ich habe nicht lange nachgedacht, sondern dokumentiert. Wenn du anfängst nachzudenken, ist der Moment vorbei.« Die Fotonegative bewahrt er wie einen Schatz in einem Bankschließfach auf. »Ich wusste zunächst ja gar nicht, dass ich den Ohnesorg fotografiert hatte. Das wurde uns erst am nächsten Tag klar.« Das stimmt: Die »B.Z.« brachte das Foto des niedergestreckten Studenten tags darauf in einem ganz und gar anderen Kontext. Die Bildunterschrift lautet: »Auf der Straße zusammengebrochen. Wann kommt Hilfe?«

Heute ist Dannenbaum ein bedächtiger, graubärtiger Mann, das glatte Gegenteil des hitzköpfigen Müller. Er



»Tod eines Studenten«: Denkmal vor der Deutschen Oper.

spricht von Springer-Journalisten, den 68ern, Hannah Arendt und persönlichen Lernprozessen. »Die Studenten wollten ja die verkrusteten Strukturen aufbrechen. Das war uns zuerst gar nicht klar.« Seine ruhigen, klaren Augen passen nicht zum Klischee eines Boulevardjournalisten.

Damals, zwei Tage nach den Ereignissen, tippte Uwe Dannenbaum ein Gedächtnisprotokoll in seine Schreibmaschine: »Plötzlich ertönte ein trockener Knall. Nicht besonders laut. Wie von einem Feuerwerkskörper. Ich drehte mich nach dem Ort um, von dem das Geräusch gekommen war. Sah jedoch lediglich, wie Polizisten auf einen Demonstranten, der am Boden lag, einschlugen.«

Brombosch erinnert sich deutlicher an den Moment: »Ich stand am Küchenfenster und sah den Mann im roten Hemd, gleich neben einer Teppichstange. Der war mir schon vorher aufgefallen. Er ging nach links Rich-

tung Hofausgang zur Krumpfen Straße. Mir war klar: Der will raus.« Einen Augenblick hält er inne, um die Erinnerung klarer werden zu lassen. »Ich habe dann zur Hauswand geschaut. Da ging es ja weiter! Da droschen sie weiter aufeinander ein.« Während er erzählt und der Film in seinem Kopf abläuft, steht ihm eine Mischung aus Schrecken und Faszination ins Gesicht geschrieben. »Ja – und dann fiel der Schuss.« Wieder macht Brombosch eine Pause.

Wurde der Schütze bedrängt?

»Ich würde sagen: nein.«

Die Augen des jungen Hansi lösen sich im Augenblick des Knalls von der Knüppelei an der Hauswand. Einer jener Momente, in denen sich die Zeit auszudehnen scheint, Zeitlupe bis kurz vor Stillstand. Sie wandern nach links, zeichnen den Weg nach, den der Mann im roten Hemd Sekunden vorher gegangen sein

muss. Sein Blick findet das rote Hemd. Hansi sieht, wie der schwächliche Körper ins Straucheln kommt, wankt und schließlich auf den Schotterboden des Hofes fällt. Er sieht die Pistole in der ausgestreckten Hand eines Mannes in Zivil. Wie sich später herausstellt, handelt es sich bei ihm um den Polizisten Karl-Heinz Kurras, der zwei Schritte hinter Ohnesorg stand.

War der Schütze bedrängt? Brombosch denkt angestrengt nach, er ist vorsichtig. Er weiß, dass Kinder die Welt mit eigenen Augen sehen, außerdem ist er sich der verstrichenen Zeit bewusst. Nach einer Pause antwortet er bestimmt: »Ich würde sagen: nein.«

»Ich hätte hinhalten sollen, dass die Fetzen geflogen wären.«

Hansis Aussage wurde vor Gericht verworfen – der Kleine sei aufgrund seines Alters unglaubwürdig. Genau einmal wurde er polizeilich verhört, alleine in einem Raum mit Polizisten, ohne Beistand durch Eltern oder Juristen. Nach heutigen Maßstäben ein undenkbares Ermittlungsprozedere. Niemand hat ihn seither nach seinen Beobachtungen gefragt.

Der Todesschütze Karl-Heinz Kurras lieferte in mehreren Prozessen verschiedene Erklärungen für sein Verhalten: Einmal sollen ihn mit Messern bewaffnete Demonstranten angegriffen haben, ein anderes Mal habe er nur einen Warnschuss abgegeben, der als Querschläger von der Decke abgeprallt sei. Trotz der widersprüchlichen Aussagen wurde der Polizist nicht verurteilt; es wurde ihm lediglich ein Fehlverhalten attestiert.

Nach jahrelangem Schweigen hat sich der greise Beamte a.D. kürzlich gegenüber dem »Stern« geäußert. Er wird zitiert mit: »Ich hätte hinhalten sollen, dass die Fetzen geflogen wären, nicht nur ein Mal. Fünf, sechs Mal hätte ich hinhalten sollen. Wer mich angreift, wird vernichtet. Aus. Feierabend. So ist das zu sehen.«

Hans-Hermann Brombosch kennt sein Charlottenburg: hier ist er aufgewachsen, hier lebt er heute mit seiner Familie. Die Großmutter lebt im Altenheim nebenan. Während er den Hof abschreitet, erzählt er von den Veränderungen im Viertel seit jenen Kindheitstagen. Viel ist gebaut worden, die Narben des Krieges sind heute verheilt. Die zerfurchten Straßenzüge – ein idealer Spielplatz für Kinder – sind Geschichte.

Aufgeregt, fast ungläubig, betrachtet Hans Brombosch alte Pressefotos, die den Hof und sein Elternhaus zeigen. Kindheitserinnerungen mischen sich mit den Ereignissen des 2. Juni; es hat etwas Irreales, etwas Schillerndes. »Hier!« ruft er aus, »hier, auf diesem Foto sieht man genau, dass die Rollläden einen Spalt geöffnet waren. Dahinter habe ich gestanden.«

Erwachsen werden bedeutet in erster Linie, Erfahrungen zu sammeln. Die negativen Erfahrungen schleifen langsam aber unerbittlich die kindliche Unbeschwertheit ab. Am 2. Juni 1967 ist Hans-Hermann Brombosch der Erwachsenenwelt ein gutes Stück näher gekommen, unverhofft und zufällig. Mit einem Blick aus dem Fenster zum Hof. —



DER ORT DER ENTSCHEIDUNG II

Aufstand auf dem Acker

8. Oktober 1986: Als weltweit erstes Kernkraftwerk nach der Katastrophe von Tschernobyl geht im schleswig-holsteinischen **BROKDORF** ein neuer Atomreaktor ans Netz. Über zehn Jahre lang hatten sich Kernkraftgegner zuvor erbitterte Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht geliefert. Heute müssen die Gegner von einst mit dem Reaktor vor ihrer Haustür leben.

TEXT MARCO LANGE & MIRKO MARQUARDT /
FOTOS GÜNTER ZINT (WWW.PANFOTO.DE)

FRÜHER KONNTE MAN von hier aus noch die Schiffe vorbeiziehen sehen«, sagt Silke Dibbern-Voß, wickelt sich den hellgrünen Schal fester um den Hals und geht am Kuhstall vorbei um den alten Bauernhof herum. In alle Richtungen breitet sich die von zahlreichen Wassergräben durchzogene Marsch aus; vereinzelt stehen weitere Höfe in der flachen Landschaft. Einzig der Blick in Richtung Elbe ist versperrt: Direkt vor dem Deich erhebt sich, nur einen knappen Kilometer Luftlinie entfernt, die Reaktorkuppel des Atomkraftwerks Brokdorf in den Winterhimmel – groß, grau und unheimlich.

Brokdorf: Das weltweit erste Kernkraftwerk, das nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl vor etwas mehr als zwanzig Jahren ans Netz ging. Brokdorf: Symbol einer über zehnjährigen Auseinandersetzung zwischen Atomkraftgegnern und Staat inmitten trüber Wassergräben und sumpfiger Kuhweiden.

1973, das Jahr der Ölkrise – die Angst der Politik vor Energieknappheit ist groß, Atomkraft gilt als sichere Zukunftstechnologie. Pläne belegen: Alleine an der Elbe sollen insgesamt knapp 40 Kernkraftwerke entstehen – eines davon in Brokdorf. Die Befürchtung: »Wenn Brokdorf nicht gebaut wird, gehen hier spätestens 1980



Die Protestbewegung wächst rapide: 1976 demonstrieren bereits 30.000 Menschen auf dem Deich.

die Lichter aus.« Zweifel daran gibt es kaum: »Wer gegen Atomkraft war, galt automatisch als Spinner«, erzählt die 51-jährige Silke Dibbern-Voß, die heute nahe Brokdorf in der Kreisstadt Itzehoe lebt.

Zweifel an der Atomkraft gibt es kaum: »Irgendwo muss der Strom ja herkommen.«

1973, als der Bau des Kraftwerks beschlossen wird, ist sie 17 Jahre alt und geht noch zur Schule. Auf dem Hof in der Marsch, der bald zum Ausgangspunkt ihres Kampfes gegen das AKW werden soll, lebt ihr damaliger Freund und späterer erster Ehemann Bernd. Sein Bruder Heinrich bewirtschaftet den Familienhof noch heute.

»Wir hatten zuerst Bedenken, das Kraftwerk könnte die Landschaft verschandeln«, sagt Heinrich Voß und lacht sein charakteristisches lautes Lachen, »aber schnell war klar, dass die Radioaktivität das eigentliche Problem

ist.« Silke Dibbern-Voß ergänzt: »Wir hatten Angst: vor einer schleichenden Vergiftung, aber auch vor einem GAU. Was, wenn hier alles auf unabsehbare Zeit verseucht würde?« Nicht alle teilen diese Sorgen. Dibbern-Voß erinnert sich an heftige Diskussionen mit ihrem Onkel: »Irgendwo muss der Strom ja herkommen« – mit diesem lakonischen Kommentar ist für ihn die Debatte beendet. Schnell werden die Fronten klar: Es gibt nur noch Kernkraftbefürworter und Kernkraftgegner. »Das war extrem«, sagt die energiegeladene Frau mit den dunkelbraunen Haaren. »Tiefe Gräben gingen durch die Gesellschaft, sogar durch ganze Familien. Viele Nachbarn haben nicht mehr miteinander gesprochen.«

»Aber diese Extreme haben uns auch Kraft gegeben«, meint Heinrich Voß. »Und auf einmal wurden ausgerechnet die Bauern zu Experten in Sachen Kernkraft«, ergänzt Silke Dibbern-Voß lachend. Deutlich wird das während



Die Polizei greift hart durch. »Noch nie habe ich so eine nackte Angst gespürt«, sagt Silke Dibbern-Voß.

eines ersten Erörterungstermins, bei dem die Anwohner ihre Bedenken vor Vertretern der Atomlobby äußern können. »Die wollten mit der Veranstaltung längst durch sein«, grinst die 51-Jährige, »aber sie konnten nicht aufhören, weil wir immer noch neue Argumente hatten!« Deutlich wird aber auch, wie der Staat mit den Atomkraftgegnern umzugehen gedenkt: mit gezielter Einschüchterung und Diffamierung. Ein massives Polizeiaufgebot sichert die Veranstaltung wie einen Terroristenprozess. »Atomkraftgegner waren automatisch auch Kommunisten und Radikale – und genauso wurden wir auch behandelt«, sagt Dibbern-Voß. Vereinzelt geht die Einschüchterungstaktik auf: »In unserer Schulklasse haben einige keine Petitionen unterschrieben – aus Angst, später keinen Studienplatz zu bekommen.« Geschürt werden solche Ängste nicht zuletzt durch den Radikalenerlass, der »Kommunisten« von vornherein den Zugang zum Öffentlichen Dienst verwehrt.

Gegen den Bau des Reaktors werden zahlreiche Klagen eingereicht, doch die CDU-Landesregierung will Fakten schaffen: 1976 erteilt sie überraschend eine Baugenehmigung mit »Sofortvollzug«. Über Nacht wird der Bauplatz mit NATO-Draht abgeriegelt, Werkschutz und Polizei rücken an. »Die wenigen Anwohner, die mitbekamen, wie die hier vorfuhren, dachten: Die Russen kommen«, erzählt Silke Dibbern-Voß. Heute kann sie darüber lachen – genauso wie über das Schild, das damals aufgestellt wurde: »Hier entsteht *unser* Kraftwerk.«

Mit Teppichen klettern die Demonstranten über den Stacheldraht.

Die anfängliche Überraschung der Anwohner wandelt sich jedoch schnell in Wut auf einen Staat, der Machtpolitik gegen den Willen der eigenen Bevölkerung betreibt. »Ich hatte nicht das Gefühl, dass die Regierung ihre Fürsorgepflicht für die Bürger noch wahr-

nimmt«, sagt Dibbern-Voß. Für die Jugendlichen ein erschreckendes Szenario. »Wir wuchsen im Schatten des Dritten Reiches auf«, erklärt Christine Scheer, die heute zusammen mit Heinrich Voß auf dessen Hof wohnt. Damals ist sie 22 Jahre alt. »Der Kerngedanke meiner Jugend war: In diesem Land darf nie wieder Unrecht geschehen.« Noch am selben Abend findet eine kleine Demonstration auf dem Elbdeich statt – Auftakt zu einem zehnjährigen Ringen um »Fort Brokdorf«, wie der abgeschirmte Bauplatz bald genannt wird.



1976: Ein Pastor verhandelt zwischen den Demonstranten und der Polizei.

»Dort wurde ich damals verprügelt«, sagt Silke Dibbern-Voß. Kalt weht der Wind über den Elbdeich, auf dem sie steht; in der eisigen Luft kondensiert ihr Atem. Direkt hinter ihr zeichnet sich die Kulisse des Atomkraftwerks ab. Die lebhaftere Frau wirkt noch lebhafter, wenn sie von damals berichtet.

Damals, das ist 1976: ein grauer, vernieselter Samstag im Oktober, der Marschboden ist aufgeweicht. Fünf Tage nach der Abriegelung demonstrieren schon 6000 Menschen vor dem Bauplatz. Nicht lange lassen sie sich vom scharfen Stacheldraht aufhalten: Mit Hilfe von Teppichen überwinden

Demonstranten die Barriere; Leitplancken dienen als Brücken über die Wittern, schmale Gräben in der Marsch. Schließlich gelingt es einigen Demonstranten, den Bauplatz zu besetzen. Ein Pastor im Talar handelt mit der Polizei aus, dass die Besetzer über Nacht bleiben dürfen. Die Stimmung entspannt sich, es wird gesungen, Zelte werden errichtet.

Es dämmt bereits, die Presse ist abgerückt. Silke Dibbern-Voß stößt zu den Bauplatzbesetzern und merkt bald, dass die Abmachung mit der Polizei nicht hält: »In der Menschenmenge wurde es immer enger, ich bekam Platzangst«, berichtet sie. Obwohl sie diese Geschichte schon oft erzählt hat, ist ihrer Stimme noch immer Empörung anzuhören. »Plötzlich waren überall Schreie zu hören. Als ich mich umdrehte, stand eine Reihe vermummter Polizisten vor mir.« Schnell dreht sich die 19-Jährige weg, bekommt aber sofort einen Schlag an die Beine. Es gelingt ihr gerade noch, vom Bauplatz zu fliehen. Dort schlagen die Polizisten jetzt erst richtig los. Zelte werden angezündet, Panik bricht aus. »Noch nie habe ich so eine nackte Angst gespürt«, sagt Silke Dibbern-Voß. »Zum ersten Mal in meinem Leben schlotterten mir buchstäblich die Knie.«

»Die ständigen Bespitzelungen haben unsere Wut weiter geschürt.«

Die junge Frau rettet sich auf den Hof der Familie Voß. »Hier in der Ecke stand das Bett, auf dem ich mich damals ausgeruht habe«, sagt sie. Heute steht in der gemütlichen Bauernstube ein Sofa, davor der Kaffeetisch. Nichts deutet mehr auf die chaotischen Zustände hin, die hier einmal herrschten. »Die Höfe wa-



»Hier wurde ich damals verprügelt«: Silke Dibbern-Voß heute vor dem Atomkraftwerk Brokdorf.

ren damals voller Menschen, die ihre nächsten Aktionen diskutierten«, sagt Christine Scheer. Mitten unter ihnen sind auch verdeckte Ermittler – der Anfang einer umfangreichen Überwachung: Auf einmal parken Autos mit angeblichen Liebespärchen vor den Höfen, um die Kernkraftgegner zu beobachten. Als Heinrich Voß nachts Licht macht, weil die Kuh kalbt, fährt sofort ein Wagen vor. »Ein Typ lag sogar einmal auf einer Isomatte in der Auffahrt und hat sich gesonnt, nur in Badehose. Und der sah nicht mal gut aus!«

Heute kann sich Christine Scheer herzlich darüber amüsieren, »damals haben die Bespitzelungen unsere Wut nur noch mehr geschürt.« Je länger die drei Kernkraftgegner um den Kaffeetisch sitzen und erzählen, desto leidenschaftlicher wird das Gespräch. Stolz klingt in ihren Stimmen mit, wenn sie immer neue Anekdoten erzählen; Fotos werden hervorgeholt, bald erzählen alle drei durcheinander.

Die Protestbewegung wächst nach der Bauplatzbesetzung rasch an: Fünf Tage später, am 13. November 1976, demonstrieren bereits 30.000 Menschen gegen das Kraftwerk. Doch auch die Polizei rüstet massiv auf. Bei der ersten Demo hatte sie noch junge Polizeischüler in den Einsatz geschickt; »18-Jährige, denen die Beine noch mehr zitterten als uns«, erinnert sich Silke Dibbern-Voß. Jetzt aber setzt die Polizei ihr komplettes Arsenal ein: Wasserwerfer, Tränengasgranaten, Hubschrauber und Reiterstaffeln. Die Zustände sind bürgerkriegsähnlich; es gibt zahlreiche Verletzte: Ausnahmezustand in der Marsch.

Nur wenige Monate später können die Kernkraftgegner aufatmen: Für Brokdorf wird ein Baustopp verhängt, bis die Entsorgung radioaktiver Abfälle geklärt ist. Schon vier Jahre später, Ende 1980, wird aber bekannt: Der Bau geht weiter. Noch einmal gewinnt die Anti-Atomkraft-Bewegung an Fahrt.

Bei eiskaltem Wind marschieren im Februar 1981 rund 100.000 Atomkraftgegner trotz eines Demonstrationsverbots über die Marsch und die vereisten Gräben in Richtung Bauplatz. Die Polizei greift hart durch: »Dass es bei minus zehn Grad lebensgefährlich ist, die Leute mit dem Wasserwerfer zu durchnässen, war denen egal«, erzürnt sich Christine Scheer noch heute.



Mit einem massiven Aufgebot schirmt die Polizei die Kraftwerks-Baustelle ab.

Heinrich Voß stimmt zu: »Der Staat ist militärisch vorgegangen – gegen Zivilisten.« Die Auseinandersetzung eskaliert, zahlreiche Menschen werden verletzt – darunter auch ein Polizist, der von zwei Atomkraftgegnern mit Knüppeln und Spaten angegriffen wird. Schließlich setzt die Polizei ihre Transporthubschrauber gegen die Demonstranten ein: Die Maschinen werden über deren Köpfen quer gestellt, so dass der starke Wind der Rotorblätter die Menschen wie Puppen durch die Gegend schleudert. »Danach hatte ich noch jahrelang Angst, wenn ich irgendwo einen Hubschrauber gehört habe«, sagt Scheer.

Ungeachtet aller Proteste geht das Kernkraftwerk Brokdorf im Herbst 1986 schließlich ans Netz, nicht lange nach

der Katastrophe von Tschernobyl. »An diesem Tag war ich regelrecht krank«, sagt Christine Scheer. »Ich habe das damals als eine derartige persönliche Niederlage empfunden!«

Heute allerdings wollen weder Scheer noch Dibbern-Voß etwas von einer Niederlage wissen: Nach Brokdorf wurden in Deutschland keine neuen Baugenehmigungen für Kernkraftwerke beantragt; mittlerweile ist der Ausstieg aus der Atomenergie beschlossen. Dass dazu auch die Massenproteste in Brokdorf beigetragen haben – daran besteht für die beiden Frauen kein Zweifel.

Es ist Abend, in der kleinen Bauernstube ist es gemütlich warm; direkt vor dem Fenster zeichnen sich die Umrisse des Atomkraftwerks in der Dämmerung ab. »Wir haben aber eine Hecke gepflanzt, dann muss man nicht immer so hingucken«, lacht Heinrich Voß. Er sieht die Situation pragmatisch; von der Furcht, die die Atomkraftgegner einst antrieb, ist heute nichts mehr zu spüren. »Die Angst vor dem AKW wird im Alltag verdrängt«, gibt Silke Dibbern-Voß zu. Auch Christine Scheer spricht von einer Verdrängungsstrategie: »Wir versuchen nicht hinzusehen – und wenn ich mit dem Hund spazieren gehe, dann nie an diesem Ding vorbei.« Christine Scheer sagt nicht »Kraftwerk«. Sie sagt »Ding«.

Notgedrungen haben sich die Menschen in der Wilstermarsch mit dem Atomkraftwerk direkt vor ihrer Haustür arrangiert. »Nur manchmal bekomme ich doch noch die absolute Wut«, sagt Scheer kraftvoll, »weil man bei jedem Blick aus dem Fenster doch wieder dieses Ding vor der Nase hat.« —



Kein Platz für niemand

Im September 2004 räumt eine Übermacht von Polizisten den Bauwagenplatz **WENDEBECKEN** in Barmbek-Nord. Es ist der vorläufig letzte Höhepunkt eines immer noch schwelenden Konflikts. Ein Aktivist kehrt nun zum ersten Mal an den Schauplatz zurück. **TEXT** FLORIAN DIEKMANN & ISABEL FRANCISCO / **FOTOS** REBECCA BLÖCHER

KRASS!« Max Werner blickt ein wenig fassungslos auf die trostlose Szenerie. »Ich hätte nie gedacht, dass die das so billig machen!« Zum ersten Mal seit der Räumung des Bauwagenplatzes »Wendebecken« im Hamburger Stadtteil Barmbek-Nord ist er wieder hier. »Man kommt ja sonst nicht in die Gegend«, hatte er erklärt, als er in den Ivensweg einbog, die kleine Stichstraße, an deren Ende nun die »Grünanlage Wendebecken« liegt.

Vernachlässigte Rasenflächen grenzen hier an ein beinahe schmerzhaft strikt kreisrundes Rondell aus Pflastersteinen, an dessen Rand sich ein einziges ärmliches Bäumchen aus der Stein-

decke stemmt. Auch der Teich kann die kühle Eintönigkeit an diesem Ort wohlgeformter Tristesse nicht auflockern, vielmehr verleiht er dem Park die Anmutung einer Kläranlage.

Es ist, als sei diesem Platz eingeschrieben, dass das Verweilen auf ihm unerwünscht ist. Als könne der Park nicht verleugnen, dass Menschen vertrieben werden mussten, um ihn entstehen zu lassen.

Fünf Jahre lang war dies ein belebter Ort. Bis zu dem Tag, an dem eine Übermacht von Polizisten im Morgenrauen anrückte und ihn räumte. Rund 1400 Polizisten waren es, an je-

nem 8. September 2004, gegen 17 Bauwagenbewohner und knapp hundert Unterstützer.

Die Stadt macht unmissverständlich klar: Der Platz wird geräumt, Ersatzflächen gibt es nicht.

Max Werner, sanfte Züge in einem offenen Gesicht, heißt eigentlich anders. Er gehört zu der Sorte Menschen, bei denen es schwer fällt, sie nicht sympathisch zu finden – zu verschmitzt ist das Lächeln um seine Mundwinkel, zu aufmerksam hört er zu. Der groß gewachsene 29-Jährige – Cargohose, Kapuzenpulli, Anorak, Sneakers, Schirmmütze, alles schwarz, die Kluft der Autonomen – lebt seit neun Jahren auf einem anderen Bauwagenplatz in Hamburg und ist dessen Pressesprecher, obwohl ihm nichts unangenehmer zu sein scheint, als sich in den Vordergrund zu stellen.

»Ich möchte mich nicht als das Gesicht der Bauwagenplätze Hamburgs aufspielen«, hatte er kategorisch erklärt und darauf bestanden, nicht mit seinem echten Namen genannt und nur von hinten fotografiert zu werden. Es würde auch nicht recht passen zu einer Szene, die Hierarchien ablehnt und Entscheidungen grundsätzlich basisdemokratisch trifft. Die nur deshalb Pressesprecher braucht, weil die Medien danach verlangen in einem Konflikt, dessen nur vorläufig letzter Höhepunkt die Räumung des Wendebeckens war. Ein Konflikt, der immer noch schwelt.

Im Kern geht es darum, ob die Allgemeinheit es dulden kann, dass Menschen auf Flächen in der Stadt in Bauwagen wohnen, obwohl dies gesetzlich nicht erlaubt ist. Was für die

Bauwagenbewohner und ihre Sympathisanten einen »Freiraum« darstellt, in dem Menschen »selbstbestimmt« leben können, ist für ihre Gegner ein nicht akzeptabler »rechtsfreier Raum«.

Der Bauwagenplatz Wendebecken war genau das jedoch nicht. 1999 hatte der damalige rot-grüne Senat ein neues Gesetz erlassen, das die befristete Duldung von Bauwagenplätzen vorsah. Das Wendebecken war der erste Platz, auf den dieses Gesetz angewendet wurde.

Ein Jahr lang hatten die zukünftigen Bewohner auf dem Parkplatz Braun in Altona darauf gewartet, dieses Areal beziehen zu können. Der Bezirk finanzierte sogar die Infrastruktur. »Ich glaube, durch diese Löcher wurden die Strom- und Wasserleitungen gelegt.« Max deutet auf kreisrunde Durchbrüche knapp unter der Oberkante der vollständig graffiti bemalten Mauer, die das gesamte Gelände umfasst. Nur knapp 50 Zentimeter ragt sie aus dem Rasen, »damals war sie noch mindestens drei Meter hoch, da haben sie ganz schön Erde aufgeschüttet«. Heute wirkt die Beckenmauer wie ein archäologisches Relikt.

1940, mitten im Krieg, wurde das Wendebecken der Hamburgischen Schiffbau-Versuchsanstalt erbaut. In dem Bassin wurden Schiffsmodelle gedreht, die im angrenzenden Testkanal geprüft wurden. Drei Jahre später wurde es bei Luftangriffen zerstört, 1960 noch einmal kurz genutzt, dann trockengelegt. Seitdem diente es als Schrottplatz, bis 1999 ein Pachtvertrag mit den Bauwagenbewohnern abgeschlossen wurde.



Bauwagenaktivist Max Werner heute am Wendebecken: Anmutung einer Kläranlage

Am 31. August 2004 läuft dieser Vertrag aus. Das Wendebecken gleicht nun immer mehr einer Festung: Es gibt nur eine Einfahrt zu dem Gelände, hinter der allumfassenden hohen Beckenmauer erstreckt sich schier undurchdringlich verwildertes Buschwerk. Die Bewohner errichten einen zweieinhalb Meter hohen Wachturm hinter dem Zugangstor. »Hier, gleich daneben, haben wir einen Tripod aufgebaut«, erzählt Max – einen simplen Hochsitz aus drei Gerüststangen, die in den Boden gerammt und an der Spitze, sechs Meter hoch, zusammengebunden werden. In den Baumkronen werden Holzplattformen angebracht. Vorbereitung auf den Belagerungszustand.

Die Platzbewohner haben die Hoffnung auf eine Verlängerung des Pachtvertrags oder einen Ersatzplatz begraben. Die Stadt macht unmissverständlich klar: Sie will räumen und auch keine anderen Flächen zur Verfügung stellen. Jeden Tag kann es soweit sein.

Dabei hat es noch im Frühjahr nach einer Neuorientierung des Hamburger Senats ausgesehen: Die ebenfalls schon beschlossene Räumung der »Henriette« in Eimsbüttel wurde in letzter Sekunde abgeblasen, CDU-Bürgermeister Ole von Beust, soeben mit absoluter Mehrheit wiedergewählt und damit des ungeliebten Koalitionspartners Schill-Partei entledigt, stellte eine »Befriedung« der Bauwagenszene und ein Ende der »Frontstellung« in Aussicht – die es ohnehin nur auf Druck der Schill-Truppe gegeben habe.

Die Bewohner wollen es der Polizei so schwer wie möglich machen.

Das Gegenteil ist nun der Fall: »Die Stimmung schwankte zwischen Wut über die gebrochenen Versprechen und Angst. Das Schlimmste ist ja gar nicht die Räumung selbst, sondern die Wochen, in denen man darauf wartet«, erinnert sich Max. Eine Woche zuvor war er aus Solidarität vorübergehend

auf das Gelände gezogen; mittlerweile sind es etwa 50 weitere Sympathisanten aus dem gesamten Bundesgebiet, die zusammen mit den 17 Bewohnern ausharren. Diese haben sich schon lange darauf geeinigt, wie sie sich verhalten wollen. »Keine Gewalt«, erzählt Max, »aber so schwer wie möglich wollten wir es denen schon machen.«

Dazu zählt das »Einbetonieren«: In ein Ölfass wird ein langes, gerade armdickes Metallrohr einbetoniert, durch das man eine Querstrebe am Boden des Fasses erreichen kann. Im Ernstfall wollen die Bewohner einen Arm in das Rohr stecken und sich mit speziellen Armreifen an der Querstrebe festketten. Ohne schweres Gerät können sie dann nicht mehr befreit werden. Wenn das Einsatzkommando anrückt, muss das Festketten schnell gehen. Einige Bewohner tragen die unbequemen Armreifen daher bereits seit Tagen.

Polizei und Wendebecken-Bewohner belauern sich gegenseitig

Ihre liebevoll gepflegten, oft fantasievoll geschmückten Bauwagen haben sie längst vom Gelände gefahren. Warum? Wollten sie guten Willen zeigen? »Nein«, sagt Max, »die haben ihre Wagen in Sicherheit gebracht. Sonst werden sie beschlagnahmt, und wenn du Glück hast, kannst du sie ein paar Monate später für 4000 Euro wieder auslösen.« Als Ersatz nutzen die Bewohner alte, karge Behelfswagen. »Gemütlich war's nicht gerade.«

Beide Seiten belauern sich nun gegenseitig: Die Bauwagenbewohner streifen mit Fahrrädern durch den Stadtteil und halten nach Polizeihundertschaf-

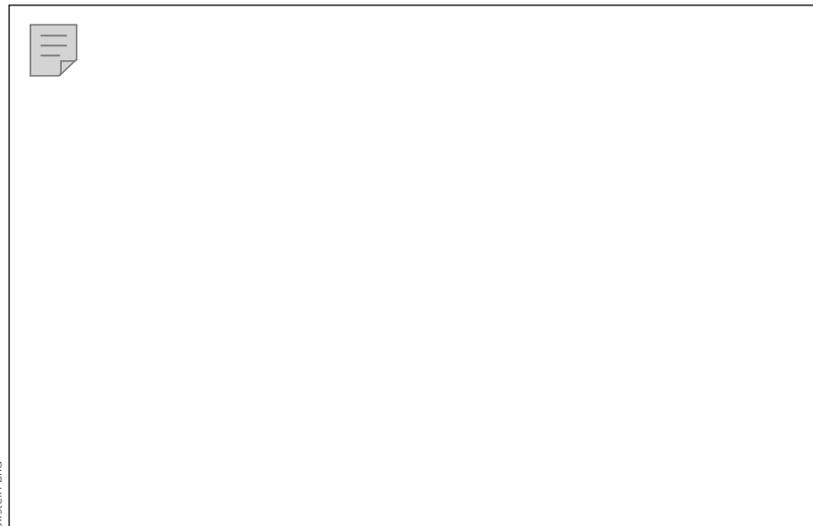
ten Ausschau. Im Gegenzug kreist über dem Gelände jeden Tag ein Polizeihubschrauber, aus dem gefilmt und fotografiert wird.

Arbeitslos und faul – so lautet das Klischee vom Bauwagenbewohner

Die Presse berichtet seit Wochen täglich, die überregionale »Frankfurter Rundschau« titelt an diesem 31. August 2004: »Hamburg: »Bambule« mit Ansa-

ge«. Bambule – das Symbol für die Bauwagenszene in Hamburg schlechthin. 1993 an der Vorwerkstraße im Karo-viertel gegründet, sollte der Bauwagenplatz am 1. Dezember 1994 von der Polizei geräumt werden. Doch die Bewohner bauten Barrikaden in Karo- und Schanzenviertel, zündeten Mülltonnen an, lieferten sich nachts Straßenschlachten mit der Polizei. Das Unglaubliche geschah: Der damalige SPD-Innensenator Wrocklage griff ein, beendete die Räumung, es kam nicht einmal zu Verhaftungen. »Als die Bambule-Leute am nächsten Tag zurückkamen, trauten sie ihren Augen nicht: Alle Wagen standen noch da«, erzählt Max, »an dem Tag wurde Bambule zum Mythos.« Und zum Feindbild.

Im Wahlkampf zur Bürgerschaftswahl 2001 war der als »Richter Gnadenlos« zu zweifelhaftem Ruhm gelangte Ronald Schill mit dem Versprechen angetreten, »rechtsfreie Räume« zu beseitigen und erntete fast 20 Prozent der Stimmen. Dem stets mit einer Waffe im Schulterhalfter wandelnden Innensenator Schill war Bambule ein besonderer Dorn im Auge, den er schnellstmöglich entfernen wollte.



Ullstein Bild

Ein Platz an der Tonne: Die Aktivisten betonieren sich in alten Ölfässern ein. Die Polizei muss schweres Räumgerät einsetzen; die Räumung des Platzes dauert Stunden.

Im November 2002 räumte die Polizei den Platz und vertrieb die Bewohner in ihren Bauwagen buchstäblich auf der Autobahn aus der Stadt. Wochenlang gewalttätige Demonstrationen folgten, fast täglich kamen die Wasserwerfer zum Einsatz, die Mobilisierungswirkung war beträchtlich. Nicht selten beteiligten sich 7000 Menschen an den Protesten, der Verkehr in der Innenstadt war zum Leidwesen des Einzelhandels in der Vorweihnachtszeit oft blockiert. Auf beiden Seiten entstand eine Atmosphäre des Hasses.

»Bambule war ein überschaubarer Konflikt, die Rollen waren klar verteilt«, begründet Max die enorme Solidarisierung. Er war auch damals hautnah dabei, hatte sich auf dem Platz befunden, als dieser geräumt wurde. »Die Auseinandersetzungen um Bambule haben aber ein bestimmtes Image von Bauwagenkultur erzeugt, das so nicht stimmt. Bauwagenbewoh-

ner sind grundsätzlich genauso politisiert wie andere Menschen auch; das ist ja unabhängig von der Wohnform. Wenn dein Zuhause bedroht wird, musst du eben bestimmte politische Auseinandersetzungen eingehen.«

Die Stadt schickt 1400 Polizisten; die Eskalation ist unvermeidlich.

Ob er tatsächlich arbeiten gehe, gehört zu den Fragen, die Max am häufigsten beantworten muss. Zu stark ist das Klischee von »dem Bauwagenbewohner«: arbeitslos, dreckig, faul. Max arbeitet als Betreuer in der offenen Kinder- und Jugendarbeit, sein Bauwagen ist penibel aufgeräumt und sauber. Für ihn ist es lediglich eine Wohnform von vielen: »Es wird viel zu viel Bohei darum gemacht. Ich definiere mich nicht darüber, dass ich im Bauwagen wohne.« Doch auf die Wohnsituation reduziert zu werden, ist Alltag für ihn. Max mutmaßt, es könne am

Neid liegen. Schließlich zahlt er keine Miete. »Doch welchen Preis man in Wirklichkeit zahlt, um in einem Bauwagen zu wohnen, die ständige Ungewissheit, wie es weiter geht – das sehen die Leute nicht.«

Als am 6. September 2004 ein anonym Hamburger Privatmann eine Ersatzfläche für die Bewohner des Wendbeckens anbietet, keimt unerwartet Hoffnung auf. Sie sind zum Umzug bereit, Hauptsache, sie können weiter zusammen wohnen. Am Abend dann die Ernüchterung: Der Senat lässt verlauten, es sei »kein neuer Platz gewollt«, weder auf öffentlichem noch auf privatem Gelände. Knapp hundert Unterstützer warten inzwischen mit den Bewohnern auf die unvermeidliche Eskalation.

Zwei Tage später, am 8. September 2004, ist Max schon frühmorgens mit dem Fahrrad in der Umgebung unterwegs. In den Seitenstraßen um das Wendbecken entdeckt er ein massives Polizeiaufgebot. Rund 1400 Polizisten hat die Stadt Hamburg geschickt. Es geht los.

Die Polizei braucht viele Stunden, um den Platz zu räumen.

Die Posten auf Wachturm und Tripod ketten sich an, zwei Bauwagen werden vor der Einfahrt quergestellt. Davor postieren sich fünf Aktivisten, je einen Arm in den präparierten Ölfässern festgekettet. Zusätzlich blockieren zwei Bewohner den Eingang; ihre Arme sind ebenfalls durch Beton fest mit dem Tor verbunden.

Max bleibt außerhalb des Platzes, verfolgt das Geschehen von der Straße vor der Zufahrt aus. Um 7.00 Uhr klettern etwa hundert Polizisten von allen Seiten über Leitern in das Becken hinab. Den Bewohnern wird eine Frist von einer Stunde gesetzt, um das Gelände zu verlassen. Diese antworten mit Sprechchören. Um 8.15 Uhr beginnen die Polizisten, die Bewohner vom Platz abzuführen. Die Hektik der ersten Minuten weicht etwas, als die Polizisten merken, dass der Widerstand gewaltlos ist.

Das Einbetonieren erweist sich als voller Erfolg. Als die Polizisten feststellen, wie zeitraubend eine Befreiung mit Schneidbrenner und Elektromeißeln ist, werden die Fässer auf einen Radlader gehievt und samt Angeketteten auf ein Nachbargrundstück eskortiert. Die Räumung zieht sich über viele Stunden hin.

Max steht zusammen mit anderen Unterstützern noch immer vor dem Gelände. Sie protestieren lautstark. Dennoch bleibt die Stimmung friedlich – bis Polizisten beginnen, kurzerhand die Beine des Tripods Stück für Stück reihum abzusägen. Der Ausguck beginnt heftig zu wanken, die Hebelkräfte sind für die Polizisten, die die Stangen mit bloßen Händen halten, kaum beherrschbar. Die Aktivistin, die sich in sechs Meter Höhe angekettet hat, gerät in Panik: Sie befürchtet, unkontrolliert auf dem Boden aufzuschlagen oder durch die Gerüststangen eingeklemmt zu werden, an die sie immer noch gekettet ist. Markerschütternd gellen ihre Schreie über den Platz.

Wutentbrannt versucht Max, der Frau zu Hilfe zu kommen. Er strebt auf den Platz zu, der längst schon von Po-

lizisten gesichert ist. Ein Beamter hält ihn fest, Max will sich den Zugang erkämpfen, rangelt mit dem Polizisten. Schließlich wird er überwältigt und auf die andere Straßenseite geprügelt. Dabei reißt ihm der Polizist fünf Ringe vom linken Ohr. Sie öffnen sich von selbst, bevor die Ohrlöcher ausreißen.

Fünf Bauwagenplätze gibt es noch in Hamburg. Für keinen ist eine dauerhafte Lösung gefunden.

Am frühen Abend ist dann alles vorbei. Polizeibeamte schleppen die letzten Wagen vom Platz, die Bewohner sind vorübergehend festgenommen.

Der Bauwagenplatz Wendbecken ist Geschichte. Im Jahr 2006 hat das Oberlandesgericht Hamburg festgestellt, dass die Räumung nicht rechtens war. Nicht die Stadt, sondern die Bewohner hatten an jenem 8. September 2004 das Hausrecht.

Fünf Bauwagenplätze gibt es heute noch in Hamburg. Für keinen ist bislang eine dauerhafte Lösung gefunden; auch der Platz, auf dem Max wohnt, wird immer nur für ein weiteres Jahr geduldet. Wie geht er damit um, schließlich ist dies seit neun Jahren sein Zuhause? Max sitzt am Tisch seines kleinen Bauwagens und zieht an seiner Zigarette. »Ich blende das aus, man hat ja auch noch andere Sorgen«, meint er, steht auf und schiebt ein Holzsplit in den Ofen nach. Wie ist das eigentlich, wie würde ihn ein Räumungsbescheid erreichen, liefert die Post auch hierher? Und ist er hier auch offiziell gemeldet? »Na klar«, grinst Max. »Ich bekomme sogar Wahlwerbung von der CDU.«

Das Medien-Studium

Audio | Web | Film | Games



www.sae.edu

50 x weltweit, 7 x in Deutschland.
Berlin | Köln | Frankfurt | Leipzig
Stuttgart | München | Hamburg

Über 30 Jahre Lehrerfahrung
Internationale Abschlüsse zum
Bachelor und Master of Arts*

* in Kooperation mit der Middlesex University, London

Sae
INSTITUTE

Protest à la carte

Was die Menschen in Deutschland auf die Straße treibt.
Eine Auswahl.



STARTBAHN WEST (FRANKFURT/MAIN)

Im Jahr 1965 beantragt die Flughafen Frankfurt AG den Bau einer neuen Startbahn – der »Startbahn West«. Bis 1980 versuchen verschiedene Bürgerinitiativen, das Vorhaben auf juristischem Weg zu verhindern. Als der Bau dennoch genehmigt wird, errichten die Gegner ein Hüttendorf im Wald, das im November 1981 von der Polizei geräumt wird. Zwölf Tage später demonstrieren bereits 150.000 Menschen gegen die Startbahn West. Am Folgetag kommt es zu Krawallen: Auf der Autobahn brennen Barrikaden, ein Demonstrant stirbt. 1984 wird die Startbahn West schließlich fertiggestellt. Am sechsten Jahrestag der Demonstrationen im Jahr 1987 locken einige Aktivisten die Polizei in einen Hinterhalt; ein Demonstrant eröffnet das Feuer. Zwei Polizisten sterben; sieben weitere werden verletzt. Der Täter wird wegen Mordes zu 15 Jahren Haft verurteilt; die Protestbewegung bricht zusammen. Heute bringen die Proteste gegen die neu geplante »Landebahn Nord« in Frankfurt nur noch rund 2500 Menschen auf die Straße.



ANTI-ATOMKRAFT-BEWEGUNG (U.A. WYHL, KALKAR, WACKERSDORF, GORLEBEN)

Aus dem Protest gegen die Atomkraft und ihre Nutzung entsteht die bislang stärkste Bürgerbewegung der Bundesrepublik. Ihr Symbol ist die lachende rote Sonne auf gelbem Grund, der Schlachtruf lautet »Atomkraft? Nein danke!« Der erste erfolgreiche Widerstand gegen ein geplantes Atomkraftwerk formiert sich 1975 in Wyhl in Baden-Württemberg: Demonstranten besetzen den Bauplatz und errichten ein Hüttendorf, in dem sie acht Monate lang ausarren. 1977 sind es schon 40.000 Menschen, die gegen den Bau des ersten deutschen »schnellen Brüters« in Kalkar (Nordrhein-Westfalen) demonstrieren. Der Landespolitik wird das Pilotprojekt zu riskant – sie verzögert die notwendigen Genehmigungen und verkündet 14 Jahre später das offizielle Ende des Plans. Da der Bau allerdings schon 1985 fertig gestellt war, ist der schnelle Brüter heute mit 3,6 Milliarden Euro verursachter Kosten die teuerste Bauruine Deutschlands. Heute befindet sich auf dem Gelände ein Vergnügungspark: In »Kernie's Familienpark« können kleine Kinder im ehemaligen Reaktor tauchen. Die Atomkraftgegner sind außerdem 1980 im niedersächsischen Gorleben und 1989 in Wackersdorf in Bayern erfolgreich – in beiden Fällen wird der Bau geplanter Endlager eingestellt.



MONTAGSDEMONSTRATIONEN (LEIPZIG)

Am 4. September 1989 findet die erste Montagsdemonstration in Leipzig statt. Von nun an protestieren die Menschen einmal die Woche nach den Friedensgebeten in der Nikolaikirche gegen die Herrschaft der SED und fordern Reisefreiheit. Am 9. Oktober skandieren bereits 70.000 Bürger der damaligen DDR: »Wir sind das Volk!« Nachdem Erich Honecker neun Tage später seinen Rücktritt ankündigt, gehen am darauf folgenden Montag 320.000 Bürger auf die Straße, in Ost-Berlin sind es im November sogar eine Million Menschen. Am 9. November verkündet Politbüro-Mitglied Günter Schabowski daraufhin Reisefreiheit; die Mauer fällt. Im Dezember rufen die Demonstranten nicht mehr »Wir sind das Volk!«, sondern »Wir sind ein Volk!«



BRENT SPAR (NORDSEE)

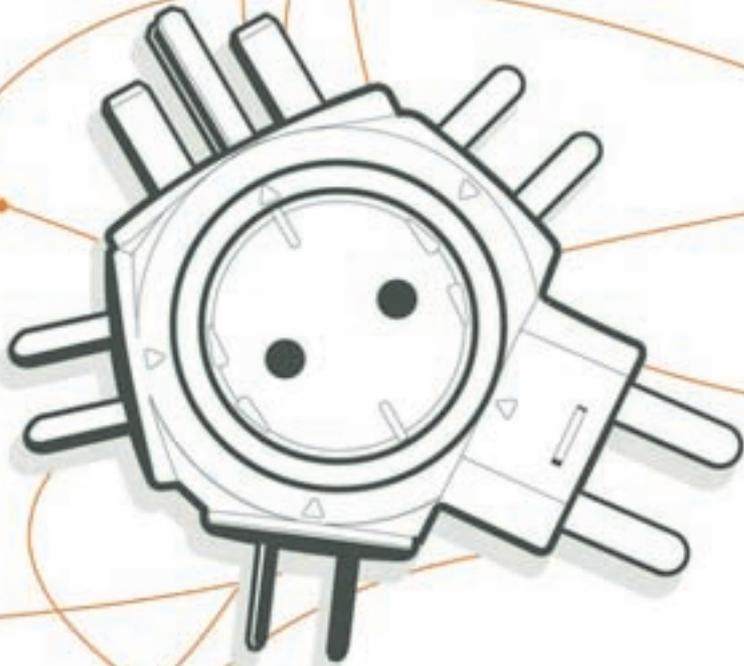
1995 will der Energiekonzern Shell seinen in der Nordsee verankerten Öltank »Brent Spar« entsorgen: Er soll im Nordatlantik versenkt werden. Daraufhin besetzen zwölf Greenpeace-Aktivisten die Plattform. Auch der deutsche Fischereiverband und die damalige Umweltministerin Angela Merkel empören sich über die geplante Versenkung. Da der Energiekonzern trotzdem an seinem Vorhaben festhält, rufen Umweltschützer zu einem Boykott von Shell-Produkten auf; manche Tankstellenbesitzer verbuchen Umsatzeinbußen von bis zu 50 Prozent. Shell gibt letztlich nach und entsorgt die »Brent Spar« an Land. Unterdessen einigen sich die Nordsee-Anrainerstaaten darauf, künftig keine solchen Versenkungen mehr zuzulassen.



BOMBODROM (WITTSTOCK)

»Bombodrom« wird der ehemalige sowjetische Militärübungsplatz Wittstock an der Grenze zwischen Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern genannt – hier übten russische Kampfflugzeuge den Bombenabwurf. Nach der Wiedervereinigung will die Bundeswehr das Gelände für den gleichen Zweck nutzen. Seitdem treffen sich jedes Jahr an Ostern Tausende Gegner, die bislang verhindern konnten, dass Kampffjets hier Waffen abfeuern. Die Bürgerinitiative »Freie Heide« wird 2007 für ihr Engagement mit dem Göttinger Friedenspreis ausgezeichnet. Der »Verband friedensliebender Nudistenvereinigungen« protestiert unter dem Motto »Oben ohne, unten ohne! Nackt und frei statt beim nächsten Krieg dabei!«; Kommunal- und Landespolitik unterstützen die Bürgerinitiativen. Das Verteidigungsministerium hält jedoch nach wie vor an seinen Plänen für das »Bombodrom« fest.

ZUSAMMENSTELLUNG: MARCO LANGE / GRAFIK: NORA COENENBERG



> EIN JOB PASST IMMER...

Jobs, Praktika, Diplomarbeiten und Angebote für Absolventen: Hier findest Du alles!

Bis zu 40 neue Angebote pro Tag – für Erstsemestler, Studis und Absolventen.

Finde deinen Job auf
WWW.STELLENWERK-HAMBURG.DE



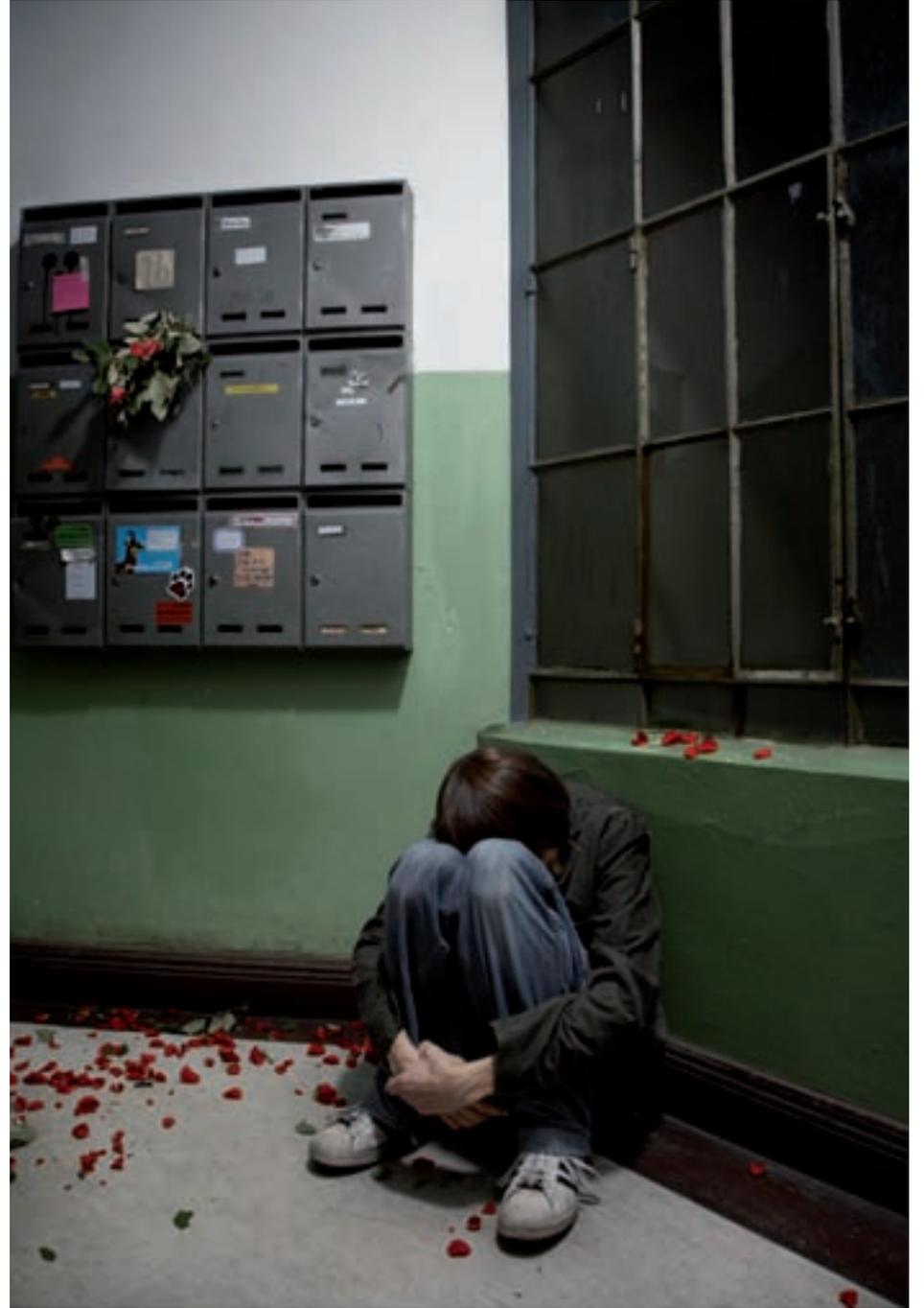
> EIN GEMEINSAMES PROJEKT VON



Die Ruhe nach dem Sturm

Bei einem Wutausbruch übermannt uns rasender Zorn. Wenn kurz darauf das rationale Denken wieder einsetzt, werden wir mit den Folgen unseres Wütens konfrontiert. Fünf Momentaufnahmen.

FOTOS ARNE MAGOLD & MAREN BECKER







LEBEN & GESELLSCHAFT

| | |
|------------------------------------|-----|
| BITTE LÄCHELN! | 106 |
| SEITDEM. EINE KURZGESCHICHTE | 112 |
| WUT AUF SECHS BEINCHEN | 116 |
| SCHARF IM WOLFSPELZ | 118 |
| DIE LETZTE FIESTA | 126 |



Bitte lächeln!

Egal, wie sehr einen die Kunden auch ärgern: In vielen Berufen muss man stets besonders freundlich bleiben. Genervte Arbeitnehmer können dennoch Dampf ablassen – bei uns.

HANDGREIFLICHE HANDLUNGSREISENDE

MARLENE, 24, MESSE-HOSTESS

Wenn in Hannover Messe ist, kann man gutes Geld verdienen. Früher haben wir während der Computermesse Cebit immer ein Zimmer unserer WG an Messebesucher vermietet – so lange, bis ein Untermieter sich jede Nacht betrunken »zufällig« in das Zimmer meiner Mitbewohnerin verirrt. Mittlerweile arbeite ich als Messe-Hostess. Das heißt: Ein schickes Kostümchen tragen, häufig auch hochhackige Schuhe – abends tun die Füße dann ganz schön weh. So lange ich tagsüber nur bei irgendwelchen Produktpräsentationen nett lächeln muss, ist alles halb so wild. Schlimm wird es, wenn ich an einem Stand arbeite, an dem es Werbegeschenke gratis gibt. Denn sobald etwas umsonst ist, werden die Menschen zu Tieren. Mit großen Tüten und Rucksäcken streifen die Besucher durch die Hallen, um möglichst viele Geschenke abzuräumen, für die sie im Zweifelsfall nicht einmal Verwendung haben. Egal, wie hässlich ein Kugelschreiber auch sein mag: Die Besucher prügeln sich regelrecht darum – als sei es das letzte Schreibgerät auf Erden. Richtig ätzend wird es allerdings erst abends, wenn sich die Firmenvertreter zum »Get Together« treffen – auf gut Deutsch: »gemeinsames Besäufnis«. Mit rot glänzenden Gesichtern und ge-

lockerten Krawatten stehen die Kerle dann beisammen und glotzen jedem Rock hinterher. Dass die Typen ihre Eheringe wie beiläufig in der Anzugtasche verschwinden lassen, klingt nach Klischee – aber auch das habe ich schon beobachtet. Wir Hostessen in unseren meist knappen Kostümen sind natürlich die bevorzugte Beute. Ist ja auch klar: Warum sollten wir Mädels nicht auf ältere, nach Schweiß stinkende Männer mit Halbglatze abfahren? Das Niveau ist Stammtisch. In meinem ersten Jahr haben mich die ganzen schlüpfrigen Altherrenwitzchen – meist lautstark und mit schallendem Gelächter vorgelesen – noch angewidert. Mittlerweile überhöre ich sie einfach. Auch das Hinterhergepfeife lässt einen irgendwann kalt. Nur bei Handgreiflichkeiten wird es wirklich eklig. Glücklicherweise ist es mir erst einmal passiert, dass sich, während ich ein Getränketablett balancierte, eine Hand auf meinen Po legte. Als ich mich umdrehte, grinste mich der dicke Vertreter einer großen Elektronikfirma an. In diesem Moment war ich leider viel zu schockiert, um angemessen zu reagieren; ich habe mich einfach nur weggedreht und bin gegangen. Dröhnendes Gelächter und schrille Piffe schallten mir hinterher. Warum denken diese Kerle eigentlich, sie könnten sich alles erlauben – nur weil sie mal für ein paar Tage nicht zuhause sind?

PROTOKOLL MIRKO MARQUARDT

»DAS WIRD EIN NACHSPIEL HABEN!«

MICHAEL, 32, CALLCENTER-AGENT

Durch meinen Job habe ich Identitätsprobleme: Wenn mein Telefon klingelt, muss ich immer erst einmal überlegen, wer genau ich eigentlich gerade bin. Denn die Firma, für die ich arbeite, ist die Telefonhotline für mehrere unterschiedliche Unternehmen. Je nach Klienten und Nummer auf dem Display muss ich mich entweder als Versicherungsunternehmen, als Automobilclub oder als Kreditkartenfirma ausgeben. Im Gegensatz zu vielen anderen Callcenter-Agenten kann ich mich allerdings über meinen Arbeitgeber eigentlich nicht beklagen – dafür umso mehr über die Kunden, mit denen ich zu tun habe. Was ich mit denen erlebe, grenzt manchmal an Wahnsinn.

In den meisten Fällen bin ich für den Anrufer eine Versicherung, die Autoschutzbriefe anbietet. Wenn zum Beispiel ein Autofahrer eine Leitplanke in den Schweizer Alpen gerammt hat, wählt er die Hotline. Ich organisiere dann einen Abschleppwagen, ein Hotelzimmer in der Nähe, ein Taxi – manchmal auch einen Krankentransport. Und ich bin natürlich erst mal der Seelsorger, der mit sanfter Stimme auf den Anrufer einwirken muss. Menschen im seelischen Ausnahmezustand habe ich also täglich am Telefon. Dass die mich in der Aufregung auch mal anbrüllen, stecke ich weg. Gerade wenn es mal nicht gut läuft – etwa, weil auf die Schnelle kein Abschleppwagen verfügbar ist –, bekomme ich von den Kunden richtig Saures. Dafür habe ich einen Abwehrmechanismus entwickelt: Ich setze mein breitestes Lächeln auf und gebe so viel Samt in meine Stimme, dass alle Verwünschungen darin versinken.

»Immer freundlich bleiben« steht auf dem Schild über meinem Arbeitsplatz. Meistens gelingt mir das – nur nachts fällt mir das immer häufiger schwer: Dann nämlich übernehmen wir auch noch die sogenannten »Lifestyle Services« für die richtig gut betuchten Kunden eines Kreditkartenunternehmens. Man könnte auch sagen: Wir sind eine Art »Wünsch dir was« für die ganz reichen Säcke. Egal, welchen Wunsch der Kunde hat: Wir müssen ihn erfüllen. Und die Wünsche sind nahezu grenzenlos: Ein Unternehmer hat uns einmal für einen Kindergeburtstag einen Esel nach Sizilien einfliegen lassen. Einen Esel – nach Sizilien, wo wahrscheinlich



Zeit für Veränderung?



mehr Esel leben als Menschen! Mittlerweile bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass die Menschen ihr Gehirn abgeben, sobald sie ihre Elite-Kreditkarte in Empfang nehmen.

Egal ob Diamantring-Kauf mitten in der Nacht oder Gästelistenplätze für die Promi-Disco – die Wünsche der Kunden sind nahezu grenzenlos.

Meine absoluten Lieblinge sind aber immer noch die jungen, schwerreichen Berufs-Söhne – so wie der verwöhnte 21-Jährige, der einmal nachts um eins anrief: »Ich habe bei diesem Juwelier in Frankfurt einen tollen Diamantring gesehen«, sagte er aufgeregt. »In spätestens einer Stunde muss der bei meiner Freundin sein!« Denkt der, ich sei allmächtig? Als ich dezent auf die Ladenöffnungszeiten verwies und ihn auf den nächsten Morgen vertrösten wollte, ging das Geschrei auch schon los: »Mann, Sie sind ja total unfähig! Suchen Sie sich einen anderen Job!« Und dann der oft gehörte Satz: »Das wird ein Nachspiel haben!« Hatte es auch: Am nächsten Tag gab es ordentlich Ärger vom Chef. Herzlichen Dank auch.

Ein anderer Premiumkunde hat sich von mir einmal auf die Gästeliste der Münchner Promi-Disco »P1« setzen lassen. Kein Problem, so etwas können wir jederzeit rasch organisieren.

Reingekommen ist der Typ dann aber trotzdem nicht – weil er völlig besoffen vor der Tür der Disco herumgepöbelte. So jemanden wollten die Türsteher natürlich nicht in ihrem Laden sehen. Noch im Vollrausch rief mich der Idiot daher an und brüllte mir lallend ins Ohr: »Du verdammtes Arschloch! Warum machst du deinen Job nicht?« Am nächsten Tag gab's natürlich prompt wieder Stress mit dem Chef. Da schafft es einer nicht, in einen Club hinein zu kommen, auf dessen Gästeliste er sogar schon steht – nur den Beschwerdeanruf bekommt er selbst im Vollsuff noch problemlos hin!

In letzter Zeit habe ich immer öfter einen Traum: Ich sitze nachts im Callcenter und schreie einfach mal zurück – mit der freundlichen Empfehlung an unsere Kunden, sich ihre Elite-Kreditkarte doch bitte sonstwohin zu stecken. —

PROTOKOLL FLORIAN DIEKMANN

HORROR MIT »FREUNDEN DES HAUSES«

TORBEN, 26, HOTELFACHMANN

D a s
Grand Hotel
in Baden-Baden,
in dem ich arbeite,
hat fünf Sterne; ein
Doppelzimmer kos-
tet bis zu 545 Euro
pro Nacht. Beson-
ders voll ist es
hier, wenn das
große Galopp-
rennen von Iffezheim
stattfindet. In letzter Zeit

fallen auch besonders viele russische
Dollarmillionäre in die Stadt ein; auf einmal
sind noch mehr grell geschminkte Damen in Pelzmän-
teln zu sehen als sonst. Für uns bedeuten solche Tage vor
allem: noch mehr Stress.

Wer in die Hotelbranche geht, sollte natürlich wissen, wo-
rauf er sich einlässt. Cholerische Küchenchefs und durch-
geknallte Restaurantleiter sind die Regel. Durch den ho-
hen Druck, den dieser Beruf mit sich bringt, ticken Vor-
gesetzte gerne mal aus und polieren dann dem erstbes-
ten Azubi, den sie erwischen, die Fresse. Ich habe schon
erlebt, dass Kollegen aus 15 Metern Entfernung ein Pfund
Mehl an den Kopf geworfen wurde; auch Teller, die durch
die Küche fliegen, sind keine Seltenheit. Intern werden sie
»Ufos« genannt. Hinter den Kulissen kann es also ganz schön
abgehen – natürlich, ohne dass die Gäste davon etwas mitbe-
kommen dürfen. Ein Freund erzählte mir einmal, dass bei
McDonald's in den USA ein Schild an den Spindtüren hin-

ge: »Smile now! You are entering stage!« Genau so ist es: Man geht raus und
lächelt freundlich. Ganz egal, was passiert.

Am schlimmsten ist es, wenn man eine
Abendgesellschaft bekommt – und zusätz-
lich noch die Vorwarnung, es handele sich da-
bei um »Freunde des Hauses«. Alles muss jetzt
noch perfekter sein als sonst. Der Küchenchef
kreiert also extra ein neues Sechs- oder Sieben-
Gänge-Menü, gerade soll der dritte Gang die Küche
verlassen... und dann steht am Tisch plötzlich einer
auf und hält eine Rede. Unangekündigt. Der absolu-
te Horror! Ich renne in die Küche und will den dritten
Gang stoppen, aber hier wird schon längst das Zwischen-

Präferenzen erkennen - Potentiale nutzen

Gutschein für den Potentialcheck G.P.O.P.

Präferenzen haben einen deutlichen Einfluss auf die Art und Weise wie wir arbeiten
und wie erfolgreich jeder Einzelne in seinem Job ist. Durch den G.P.O.P. erkennen Sie
Ihre Potentiale und können diese für Ihren beruflichen Erfolg nutzen.

Für die Analyse mail an hamburg7@mlp.de - Stichwort "Injektion"



gericht angerichtet. Ich muss dem Kü-
chenchef die Verzögerung erklären,
aber natürlich bekomme ich trotz-
dem die Schuld: »Soll ich den
Scheiß etwa jetzt wegschmeißen?«,
werde ich angebrüllt. Ich sage nichts,
sondern gehe wieder raus und
lächele weiter.

Die Gäste fragen mich, ob die sponta-
ne Rede ein Problem darstelle, aber na-
türlich besänftige ich sie: »Nicht doch.
Lassen Sie sich bitte alle Zeit der Welt!«
– und weiß in diesem Moment genau,
dass ich dafür in der Küche wieder die
Fresse voll bekommen werde. Dagegen
tun kann ich nichts: Die Hierarchie ist
alles.

Am schlimmsten ist das Clubschiff- Pack: Geizig, unzufrieden und ohne jedes Benehmen.

Dabei sind es gar nicht mal die richtig
reichen Gäste, die mir am meis-
ten auf den Sack gehen, sondern die-
ses Clubschiff-Pack, das einmal im
Jahr einen auf Luxus machen will. Das
sind wirklich die Allerschlimmsten.
Denen passt die Qualität grundsätz-
lich nicht, nie geht es ihnen schnell ge-

nug, und natürlich gucken sie auf je-
den einzelnen Cent. Wenn ich am
Tisch frage, ob ich noch eine wei-
tere Flasche Wasser bringen dürfe,
herrscht erst mal betretenes Schweigen:
Man überlegt, ob man die zusätz-
lichen 8,50 Euro noch ausgeben soll.
Ganz ehrlich, Leute? Auf euer Geld
scheiße ich!

Zudem haben diese Menschen meist
kein Benehmen: So wollte einmal eine
Mittfünfzigerin in brüllender Lautstär-
ke von mir wissen, ob ich verheiratet sei
oder eine Freundin habe. Als ich bei-
des verneinte, fragte sie laut: »Ach, so ei-
ner vom anderen Ufer? So ein Nougat-
stecher?« Es kann doch nicht angehen,
dass ich mich am Sonntag Nachmittag
vor allen Leuten im Restaurant auch
noch fragen lassen muss, ob ich schwul
sei! Und jedes Mal, wenn ich dann wie-
der an den Tisch kam, folgten weitere
Sprüche. In diesem Moment dachte ich
nur: »Erstick doch an deiner dämlichen
Torte!« Am liebsten würde ich solchen
Gästen schon entgegenrufen, sobald sie
das Restaurant betreten: »Tut uns bit-
te einen Gefallen – und haut einfach
wieder ab!«

—
PROTOKOLL JON MENDRALA / MIRKO MARQUARDT

SEITDEM

EINE KURZGESCHICHTE VON ANN-CHRISTIN KUMM

ALLES WIRD SO RICHTIG BESCHISSEN, als ich diesen Streifen finde. Dabei habe ich immer gedacht, Frauen würden so was verstecken oder im Klo runterspülen oder was weiß ich. Gerade sie, die sonst immer jeden Scheiß wegräumt! Wenn jemand hier einbricht, macht sie sich garantiert nur Sorgen, ob auch alles ordentlich ist. Ich bin Pissen gegangen und habe mich im Waschbecken gespiegelt, als mir dieses Ding ins Auge fiel. So halb unter dem Flickenteppich, wie zum Hohn, als hätte ich's auch einfach übersehen können. Ich frage mich, ob das Absicht war, was das soll. Es will mir nicht in den Kopf. Sie hat doch immer gesagt, sie hat da genauso wenig Bock drauf wie ich.

Ich gehe einmal um den Block, Luft schnappen, aber ich kann es natürlich nicht lassen: Kaum zurück in der Wohnung, suche ich die Packung, die genauso mies im Schrank liegt, unter ihren Schmerztabletten, als wäre



INJEKTION

das ein geiles Versteck – ist es eines? Nach zehn Minuten, steht da, ist das Ergebnis nicht mehr aussagekräftig. Vor einer halben Stunde ist sie weg. Scheiße, ich weiß es nicht. Wenn der vor einer halben Stunde nicht so aussah wie jetzt, warum lässt sie ihn dann liegen? Ich stehe dämlich rum, bis ich mich selbst nicht mehr ertrage und in die Küche gehe, den Streifen zerknülle, dass mir die Hand weh tut. Ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Lege ihn auf den Küchentisch und lasse mich auf den Stuhl fallen. Was soll daraus werden? Seit diesem einen Sommer kann sie tun und lassen, was sie will, das weiß sie verdammt genau. Mein Gott, ich kann nicht mal so genau sagen, wann ich sie das letzte Mal gevögelt habe. Muss ewig her sein. Wenn, macht sie den Anfang. Und sie entzieht sich oft. Seitdem. Immerhin macht sie nicht einen auf Kopfschmerzen, wenigstens das nicht. Sie sagt einfach, dass sie nicht will. Dass sie mich nicht will.

In einem anderen Leben habe ich sie auf einer dieser Studentenpartys kennengelernt, wo man aus Langeweile hingeht oder aus Verzweiflung. Ich pass da gar nicht hin, bin nie Student gewesen.

Ich traf sie, als sie gerade ihre weiße Phase hatte, sie trug da ständig weiß. An dem Abend hatte sie so 'ne Art Kleid an, einen Fummel, der sie eher aus- als anzog. Hat mich angerempelt. Ob das Absicht war, hat sie nie verraten. Die verschwitzten Haare kringelten sich um ihr kleines Puppengesicht, das sie immer anmalt. Ich weiß nicht, warum sie das macht, sie sieht ohne besser aus. Aber sie hat einen Wahnsinnsmund, und wenn sie den auch noch knallrot schminkt, würde ich sie am liebsten gar nicht auf die Straße lassen. Als würde es sie interessieren. Ich sag nichts mehr; sie hat alle Argumente auf ihrer Seite – das, was sie Argumente nennt. Nichts zu machen. Ich kann nicht sagen, ich hätte nicht gewusst, auf was ich mich einlasse: Sie war immer anstrengend. Das durfte sie, sie war nämlich auch eine sehr Süße.

WUT

Der Tag ist hin. Ich würde gerne ein paar Seiten lesen, um mich abzulenken. Aber ich könnte keinen einzigen Buchstaben erkennen. Dieser Streifen geistert dazwischen. Wie schwachsinnig, dass einen ein Stück Papier so fertig machen kann. Später wollten wir mal eine Wohnung kaufen, keine Miete mehr zahlen. Vielleicht auch ein Haus. Davon ist schon lange nicht mehr die Rede.

Ich weiß nicht, was uns zusammen hält. Sex, Gewohnheit, beides, nichts davon. Ein Teil von mir sagt: schlechtes Gewissen. Der Teil, dessen Sicherung gerne mal durchbrennen würde. Ich darf sie nicht alleine lassen, sagt sie. Ich sehe sie, wie sie in der Küche hockt, im Unterhemd, die blonden Haare um den Kopf wie einen Heiligenschein. Und so einem Wesen tust du weh. Deinem eigenen Mädchen.

Ein Sommer. Ist es, weil sie größere Titten hat als ich, fragt sie. Eigentlich nicht, sage ich. Bin ich dir vielleicht nicht genug. Eigentlich schon, sage ich. Du bist so ein Arschloch, sagt sie. Ich sage nichts. Dann kommt sie zu mir und will in den Arm genommen werden. Wie ein kleiner Hund kommt sie angekrochen. Das war das Schlimmste. Sie hat nicht mal geschrien, gar nichts. Sie war so klein und verletztlich, sie hat mich fertig gemacht damit. Ich stehe da. Halte sie und weiß nicht, was ich machen soll.

Aber sie wusste es.

Der Ascher ist so voll, dass mir nichts übrig bleibt, als aufzustehen und ihn zu leeren. Sie will, dass ich aufhöre, aber das wird sie nicht schaffen, das nicht. Dabei habe ich früher nicht so viel geraucht. Nur in Gesellschaft, nur, wenn ich besoffen war. Das war der erste Punkt auf ihrer Kontroll-Liste. Bier, als hätte es daran gelegen. Ich weiß nicht, woran es lag. Vielleicht war ich sauer auf sie. Sicher war ich ziemlich dicht an dem Abend, aber ich habe mich nie so zugekippt, dass ich nicht mehr wusste, was ich tat.

In den ersten Wochen danach hat sie mich nicht aus den Augen gelassen. Nicht mal zum Einkaufen, so schlimm war sie drauf. Ich war ziemlich fertig in der Zeit, waren wir wohl beide. Sie hat angefangen, mich immer so von der Seite anzugucken. Mit ihren großen blauen Augen, das macht sie immer noch. Ich hab doch nur dich, sagen die Augen, tu mir nie wieder weh. Das macht es schwerer als alles andere.

Wie ich die Zeit überstanden habe, weiß ich nicht. Ich meine, ich werde auch verrückt bei der Vorstellung, sie könnte mit jemand anderem. Immer noch, nach allem. Ich träume oft davon, in meinen Träumen ist sie immer ungeschminkt. Manchmal wün-

sche ich mir, ich könnte gehen. Eigentlich sogar ziemlich oft. Einfach weg, nie wieder diese Augen sehen müssen. Aber ich schaffe es nicht.

Und die nächste Zigarette. Wenn sie nach Hause kommt, wird sie die Luft in die Nase ziehen und die Stirn runzeln. Mehr braucht sie nicht. Manchmal bewundere ich sie fast. Was diese Frau mit ihrem Gesicht machen kann, ist unfassbar.

Es ist vielleicht ganz gut, dass sie noch nicht hier ist. Ich würde sie jetzt so gern anbrüllen, was ihr einfällt. Lässt sie diesen Streifen da liegen. Sie hätte ihn mir eigentlich nur noch an den Spiegel kleben brauchen. Du kleine Fotze! Der Gedanke ist da und geht nicht weg. Ich rauche. Und es wird nicht besser. Jahre ist das jetzt her. Jahre. Aber selbst wenn, ich würde sie anschreien, und sie würde ihren Blick aufsetzen, hab ich vielleicht eine andere gevögelt, sagt der Blick, und dann hat sie mich wieder. Scheiße, brülle ich. Das höre auch nur ich. Sie ist ein kleines Tier, das sich zusammenrollt, an das man nicht rankommt. Wir waren mal echt verliebt.

Der Streifen liegt auf dem Tisch und widert mich an. Ich weiß nicht, wie es dazu kommen konnte. Wozu nimmt sie die Dinger, wenn's dann doch passiert. Falls es denn passiert ist. Scheiße, es sei denn... ja. Eben. Das kannst du doch nicht machen, denke ich. Doch, sagt der kleine Teil, der bestimmte Teil von mir, der mit der Sicherung. Doch, genau das macht sie, du Vollidiot, genau das! Die wird sich schon rausreden, die mit ihrem waidwunden Blick. Und dann hast du sie am Arsch. Aber richtig. Ich kann nicht mehr sitzen bleiben. Du Miststück, wie konnte ich denken, dass du vielleicht mal etwas ohne Absicht machst. Wie konnte ich das nur einen Moment lang annehmen. Hast du mein Hirn schon so weich gekocht, denke ich, balle die Fäuste und gehe auf und ab. Ich bekomme schlecht Luft, ich atme zu schnell. Ich hätte damals nicht zurückkommen dürfen, denke ich, ich hätte sie nicht mehr sehen dürfen, diese kleine Elfe, diese blauen Augen. Vielleicht hätte ich es geschafft.

Ich höre den Schlüssel in der Wohnungstür, dann steht sie da. Sie wirft einen Blick auf meine Fingerknöchel, die ganz weiß geworden sind, ich denke: Sie ist immer noch so schön, und es kotzt mich an. Sie lächelt. Allein für dieses Lächeln würde ich ihr gern eine scheuern, aber ich tue es nicht. Ich tue überhaupt nichts. Wie immer. Ich zittere vor Anstrengung, aber ich bin ganz und gar unfähig. Sie ist so beschissen ruhig. Stellt ihre Tasche ab, geht auf mich zu. Fängt an, mich anzufassen. Mein Gesicht muss wie ein offenes Buch sein. Sie streicht mir über die Beine und steckt eine Hand in meine Jeans. Miststück, denke ich. Sie lächelt. Sie weiß, dass ich nicht gehen werde. —

Wut auf sechs Beinchen

Laut und wütend kommt die junge
Band »1000 Robota« daher. Ernst ge-
meinter Zorn oder bloße Attitüde?

TEXT SARAH SCHNEIDER



Foto: Tapete Records

HIER TANZEN NUR DIE, die es können«, plärrt es laut aus den Boxen, während die 15 Leute davor ihre Gliedmaßen schütteln. Dann: »Hamburg brannte, alles rannte«. Zweistimmig schreien drei Jungs auf der Bühne des Kiezclubs Scoop ins Mikrofon, als befänden sie sich in der prallgefüllten Color Line Arena. Plötzlich schleudert der schmale Sänger den Mikrofonständer hinter sich, stolziert in seinen knackigen Hosen von der Bühne und rennt hinaus. Die beiden anderen lassen es unterdessen weiter krachen. Da springt der zornig dreinblickende Junge auch schon wieder neben seine Kollegen. Schmettert Worte und Wasserflaschen ins Publikum, starrt dabei über die Köpfe der Tänzer hinweg. Eine ordentliche Portion Britpop-Attitüde, dazu ein bisschen Punk: Die Schülerband »1000 Robota« versucht sich an der großen Pose.

Die Inspiration ziehen die drei Hamburger offenbar aus ihrer Alltagswut.

Erfrischend ist das Geschrei der drei Hamburger, ein scharfer Kontrast zur gängigen Deutschpop-Folklore. Den Punk nimmt man den drei jungen Herren zwar noch nicht so recht ab, dafür wirken sie zu nervös. Aber sie sind wütend – zumindest machen sie Musik, die so klingt, als wären sie es.

Sind sie es denn? Ja, behauptet Anton Spielmann, 18 Jahre alt und Sänger der Robota. Zum Beispiel wegen all der »Vollidioten«. »Wenn wir losziehen, werden wir oft von irgendwelchen Idioten auf der Straße angemacht. Das Gute ist: Später laufen uns dann deren Freundinnen nach.« Popstars sind halt so. Dann

mache es ihn noch wütend, wenn der Kumpel, den er anrufen will, das Handy ausgeschaltet hat. Aha. Inspiration ziehen die 1000 Robota also offenbar aus einer Art von Alltagswut, die erst einmal banal daherkommt. Eine Wut, die uns beim Zähneputzen überrascht, beim Schlangestehen an der Kasse oder beim Bus fahren. Man könnte auch sagen: Der schlichte Zorn der Klingeltongeneration.

Das Erwachsenwerden bringt genügend eigene Probleme mit sich.

Mit ihrem zweistimmigen Schreigesang erinnern 1000 Robota dabei an die Mediengruppe Telekommander und die frühen Goldenen Zitronen. Die klangen auch sehr wütend. Doch während sich die Goldenen Zitronen über den neoliberalen Zeitgeist empörten, passen 1000 Robota sich ihm bestens an; sie sind kompatibel. Lange hält ihre Wut ohnehin nicht vor: Die »Vollhonks«, die Anton heute nerven, amüsieren ihn sechs Monate später schon wieder. Außerdem bringt das Erwachsenwerden ja schließlich genügend eigene Probleme mit sich – da muss man sich ja nicht auch noch um die der anderen kümmern.

»Auf der Bühne kommen alle meine Aggressionen raus«, sagt Anton. Und so singt und spuckt er, als hätte ihn weiß Gott was erbost da draußen. Die Fans haben Spaß, weil 1000 Robota wütend sind – auf Typen, die nicht tanzen können oder die Zahnpastatube, die gerade leer war. —

Die erste EP der 1000 Robota, »Hamburg brennt« (tapete/Indigo), ist am 1. Februar erschienen.

Scharf im Wolfspelz

Unter dem Fell eines wilden Raubtiers kam einst eine der gefürchtetsten Gestalten zum Vorschein: Der **BERSERKER** – die personifizierte Wut. Die Erzählungen über diese mythische Figur germanischer Sagen berichten von schäumender Raselei, zornigen Alleingängen und erbarmungslosem Gemetzel. Andere Quellen schildern ehrenhafte und mutige Krieger, denen ein strenger Kodex List und Gier verbot. Ob ehrenhaft oder listig: In seinem Rausch kannte der Berserker keinen Schmerz; in der Schlacht gab es für ihn nur den Triumph – oder den Tod. Die wohl skurrilste Berserker-Erzählung ist die der Grönländerin Freydis: Im elften Jahrhundert soll sie mit gewaltigem Geschrei, ein Schwert gegen ihre entblößte Brust schmetternd, angreifende Indianer in die Flucht geschlagen haben. Zotige Anekdote oder Beweis früher Berserker-Emanzipation?

Fest steht: In fast allen Kulturkreisen und Epochen treiben Berserker-ähnliche Gestalten ihr Unwesen und spuken durch folkloristische Erzählungen. Ein illustrierter Streifzug.

ILLUSTRATIONEN INGE FÖRTSCH / TEXT BENEDIKT SAALFELD





Mit dröhnendem Wolfsgeheul und vor unbändigem Zorn in ihre Schilde beißend landeten die Berserker an den Küsten fremder Länder. Schriften aus dieser Zeit berichten von bestialischen Kriegern, unreal verformten Tierwesen, die nur den unerbittlichen rücksichtslosen Kampf kannten. Dem Wüten gingen heidnische Rituale voran, bei denen die Krieger Tierblut tranken und sich im flackern-

den Feuerschein mit mystischen Tänzen und Gesängen in einen tranceartigen Zustand blindwütigen Zorns versetzten. Der isländische Gelehrte Snorri Sturlosson berichtet: »Die Berserker bissen in ihre Schilde und waren so stark wie Bären oder Bullen.« Nach der erbarmungslosen Schlacht folgte der legendäre »Berserkerschlaf«, der laut Legenden mehrere Tage andauern konnte.



Leise und geschmeidig sollen sich die Jaguar- und Adlerkrieger der Azteken durch den Dschungel bewegt haben. Bei ihren Sklavenraubzügen schlichen sie sich in ihren prachtvollen Verkleidungen in gegnerische Dörfer und überraschten die Nichtsahnenden. Spanische Eroberer berichteten von beschwörenden Gesängen und ekstatischen Tänzen, mit denen sich die Krieger in tranceartige

Besessenheit hinein steigerten. Als besonders grausam galten die Quachic-Krieger: Gestandene Veteranen weigerten sich, in der militärischen Rangordnung aufzusteigen, damit sie auch weiterhin den Genuss der puren Raserei im Nahkampf erleben konnten. Offenbar birgt die Berserkerwut ein ungeheures Suchtpotential.



Schreibmaschinengewitter wird zu dröhnenden Hubschrauberblättern, tickende Uhren verwandeln sich in tickende Bomben, von hinten nahende Personen erscheinen plötzlich als heimtückische Attentäter. Kriegserlebnisse hinterlassen unauslöschliche Spuren, die auf vielfältige Weise ganz unvermittelt den Betroffenen wieder einholen – als ob sich das Geschehen tatsächlich wiederholt.

Es sind Erinnerungen erfahrener Berserkerwut, aber auch selbst ausgelebter Rasererei, die immer wieder auftauchen und zu schlagartigen Wutausbrüchen führen können. Wer einmal die zivilisatorische Hülle gegen das Berserkerfell eintauscht, kann lebenslänglich zu blitzartig auftretenden Anfällen unbezähmbarer Wut neigen.

Die letzte Fiesta

Beim sogenannten »Car-Bashing« kann man Dampf ablassen, indem man unsanft Hand an ein deutsches Heiligtum legt. Wir haben unseren Autor zum Crashtest geschickt.

TEXT ROBERT DITTMAR /
FOTOS MORITZ PIEHLER

SCHLAG FÜR SCHLAG lösen sich Ärger und Aggressionen in Luft auf, heißt es in der Beschreibung des organisierten Autozertrümmerns, »lassen Sie sich nicht unter Druck setzen, lassen Sie lieber ordentlich Dampf ab!« Das habe ich auch verdammt nötig! Gewaltig unter Druck gesetzt hat mich nämlich die Chefredaktion. Der Chefredakteur persönlich hatte mich nachts wachgeklingelt: »Wir haben da last-minute-mäßig noch eine Geschichte aufgetan: Car-Bashing. Passt genau ins Heft, das musst du schreiben!« Meine Reaktion: »Spinnst du? Übermorgen ist doch schon Redaktionsschluss!« Der Chef vom Dienst hatte mitgehört und krächte: »Als begnadeter Vollprofi lieferst du das doch just-in-time, Mann! In zwei Stunden hast du übrigens den Termin in Norderstedt, der Fotograf wartet schon auf dich. Also los, Tiger! Hurtig, hurtig!« Was für Armleuchter.

Da stehe ich nun also: Arbeitshandschuhe an den Händen, den kiloschweren Vorschlaghammer bei Fuß, leicht verkatert und schwer angesäuert auf dem Gelände des Autoverwerfers Kiesow. Ja, bin ich denn der INJEKTION-Letzte-Seite-Clown auf Abruf, oder was? Grimmig durchbohrt mein Blick das todgeweihte Vehikel vor mir: Diesen Ur-Fiesta sieht man zum Glück kaum noch auf der Straße. Dabei war das mal ein Allerweltsauto: Von 1976 bis 1989 wurde das Modell gebaut und dabei kaum verändert. Heute fahren es nur noch ein paar Studenten ohne Sinn für Stil und Qualität. Aber hey, dann ja vielleicht auch meine werten Chefredakteure! Genüsslich male ich mir aus, wie ich sie in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett hole, indem ich mir ihre vor dem

Schlafzimmerfenster geparkten Autos zur Brust nehme. Rache! Da nützt es gar nichts, mich aus trüben Scheinwerfern so unschuldig anzublicken: Jetzt naht für diesen Ford die letzte Fiesta!

Meine ersten Schläge kommen allerdings zögerlich. Als deutsches Bürgerkind habe ich doch einige Hemmungen zu überwinden, um mutwillig ein Auto zu beschädigen. Prüfend lasse ich den Hammer gegen den rechten Kotflügel pendeln. Zack, schon ist eine dicke Beule drin; das geht ja leichter als gedacht! Als nächstes muss der Scheinwerfer dran glauben: Peng, Splitter – nimm das! Meine Zurückhaltung weicht purer Zerstörungswut. Die Chefredakteurskarre bekommt, was sie verdient: Rock'n'Roll! Ich hole energischer aus, schlage die Tür ein, lege den hinteren Fensterrahmen ruck-zuck um mindestens 20 Zentimeter tiefer. Passanten beginnen, Stielaugen zu machen. Ab dem sechsten oder siebten Schlag ist mir nichts mehr peinlich: Mit einem Urschrei reiße ich den Vorschlaghammer über den Kopf und lasse ihn mit aller Gewalt auf die Haube krachen. Wie ein Flummi springt der Hammerkopf wieder hoch und hinterlässt nur eine kleine Scharte im Blech. Kein Wunder: Direkt darunter liegt der massige Motorblock, dem kann man mit so einem Hämmerchen nichts anhaben. Dann sind jetzt eben die Scheiben fällig. Johlend springe ich aufs Dach und lasse einen Scherbenregen fliegen. Die Seitenfenster zerstieben sofort in feines Glasgranulat. Nur das Sicherheitsglas der Frontscheibe nicht: Die eingearbeitete Folie hält die Splitter zusammen, die Scheibe landet als Ganzes auf dem Armaturenbrett.



Bitte treten Sie ein! Wenn Scherben Glück bringen, wird hier gerade jemand sehr glücklich.

So könnte er aussehen: der neue Ford Fiasko.

Das Car-Bashing war die Idee von Juniorchef Mario Kiesow. Im Prinzip genial: Kunden können gegen Geld auf jene Autos einkloppen, aus denen nichts mehr rauszuholen ist. »Ab dem Jahr 2000 gab's das hier regelmäßig«, erzählt Geschäftsführer Ole Helbach, »da waren Betriebsausflüge, Junggesellenabschiede, sogar Kindergeburtstage.« Jetzt aber findet man an fast allen geparkten Autos Kärtchen von Exporthändlern, die selbst für schrottreife Autos noch problemlos Abnehmer in Afrika oder im Nahen Osten finden – und daher meist besser als traditionelle Autoverwerter zahlen. Die Folge: Die meisten Autos, die heute bei Kiesow landen, sind noch zu wertvoll, um sie zu Klump zu schlagen. Daher wird das Car-Bashing nur noch selten angeboten.

Nachdem ich das halbe Auto verbeult und die Außenspiegel in Golfspielermanier über den Platz gefeuert habe, muss ich verschnauften. Ich atme schwer und merke, warum man beim Wüten »einen Hals bekommt«: Dröhnend pocht das Blut durch meine Schlagadern.

Doch der Wagen sieht immer noch viel zu heil aus. Also widme ich mich dem Dach, das ebenfalls stabiler ist als es aussieht. Nachdem ich die Säulen mühsam etwas nach außen gehämmert habe, gelingt es mir, das Dach mit gewaltigen Hieben nach unten zu dreschen. Ich spüre, wie sich die Erschöpfung bemerkbar macht und meine Armmuskeln zu brennen beginnen. Den Hammer bekomme ich zwar immer noch hoch, schaffe es aber nicht mehr, ihn festzu-

halten, wenn er auf das federnde Blech aufschlägt. Unkontrolliert springt der kiloschwere Stahlklotz am Stiel meterweit durch die Gegend – nicht ungefährlich. Meine Zerstörungswut ist dennoch nicht verraucht. Also gebe ich dem Auto mit meinen Stahlkappenstiefeln endgültig den Rest, zerstöre die Rücklichter, trete brüllend und keuchend die verbliebenen Kotflügel und die zweite Tür ein. Nun bin ich wirklich geschafft: Siesta für den Fiesta. Und für mich.

Ausgepumpt setze ich mich auf die Motorhaube. Mein Nacken schmerzt, die Beine sind butterweich, meine Arme zittern. Schwerfällig klopfte ich mir Glassplitter von der Kleidung, meine Hände sind wundgescheuert, am linken Arm blute ich sogar etwas: Eine

Scherbe muss mich getroffen haben – ich habe es nicht mal registriert. Aber da ist noch etwas: Ich entspanne mich, nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Mann, bin ich transzendental heute: Ich verspüre eine Art meditative Ruhe und Ausgeglichenheit, einen Moment tiefer Zufriedenheit. Für den Rest des Tages werde ich der sanfteste Mensch der Welt sein.

Nachmittags fließen mir die Worte daher leicht aus den Fingern. Überfreundlich lächelnd lasse ich meinen Text auf den Schreibtisch der Chefredaktion segeln. Beim Hinausgehen ziehe ich die Tür zu und höre leise: »So ist das doch nicht druckbar...« Verdammt, wo ist eigentlich der Vorschlaghammer, wenn man ihn braucht? —



Arne Magold

Impressum

INJEKTION. CAMPUSMAGAZIN

ISSN 1866-0827
Allende-Platz 1 · 20146 Hamburg
Tel. 040 / 414 298 81
redaktion@injektion-online.de

CHEFREDAKTION

Dominik Betz (ViSdP), Florian Diekmann

CHEF VOM DIENST

Mirko Marquardt, Jon Mendrala

LAYOUT

Alexandra Kostis, Mirko Marquardt (Art Director)

ILLUSTRATIONEN

Rebecca Blöcher (www.utopysterie.de), Inge Förtsch

INFOGRAFIK

Nora Coenenberg (www.ncoenenberg.de)

ANZEIGENBETREUUNG

Jennifer Domnick, Konstantin Erb, Dennis Pauschinger, Franziska Silbermann (Ltg.), Julia Stanek

REDAKTION

Jan-Malte Ambs, Carmen Dencker, Miriam Diana, Robert Dittmar, Isabel Francisco, Judith Gehrke, Sebastian Hofer, Isabel Kiesewetter, Maria Kirady, Jan Kluczniok, Jonas Kristen, Ann-Christin Kumm, Marco Lange, Cliff Lehnen, Frederik Mohrdiek, Annika Müller, Bianca Oehl, Dennis Pauschinger, Carina Piewald, Benedikt Saalfeld, Hannes Schettler, Sarah Schneider, Claudius Schulze, Sugárka Sielaff, Christina Stolte, Carolin Wiedemann, Kübra Yücel

FOTOS

Maren Becker (mail@becker-maren.de), Dominik Betz, Rebecca Blöcher, Annika Börm, Isabel Kiesewetter (isabel.kiesewetter@gmx.de), Arne Magold (www.arnemagold.de), Mirko Marquardt, Lars Petersen, Photocase.com (Rotwild: 17; Muffinmaker: 75; Perian80: 104), Moritz Piehler, Claudius Schulze, Günter Zint (www.panfoto.de)

SCHLUSSREDAKTION

Jan-Malte Ambs, Merle Breyer, Marco Lange, Hannes Schettler, Franziska Silbermann, Christoph Tapper, Carolin Wiedemann

DANKE

Thomas von Ahn, Jörg Henning, Gábor Miklósi, Corinna Ohlmeier, Simone Scholl, Christoph Tapper, Veza Wollenberg, Günter Zint

DRUCK

PMS Marketing, Meppen

AUFLAGE

10.000 Exemplare

UNTERSTÜTZUNG

Allgemeiner Studierendenausschuss (ASStA) der Universität Hamburg; Medienstiftung Hamburg/Schleswig-Holstein; ProJournal e.V., Verein der Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Hamburg; Rudolf-Augstein-Stiftung

WWW.INJEKTION-ONLINE.DE

FORSCHER, KÜNSTLER, AKTIVISTEN: MENSCHEN FÜRS KLIMA

Die neue Ausgabe ab 30. November am Bahnhofskiosk,
www.greenpeace-magazin.de
oder einfach anrufen 040/808 12 80-80.

Auch im günstigen Abo mit exklusiven Prämien.

greenpeace
magazin.



DONNER
WETTER

Foto: Peter Lindbergh/Leica/Arne Magold, Dorothea Schütz/Leica/Arne Magold, Peter Mann

Leisten
Sie Widerstand.
Am elegantesten sind immer noch
Freiheit und Unabhängigkeit.



taz ist wahrer Luxus  **die tageszeitung**

Gönnen Sie sich 5 Wochen taz für 10 €. T (0 30) 25 90 25 90 | www.taz.de/luxus